

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Österreich. Karl

Schneitter, Elias

Innsbruck, 2008

ulb.
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol
Hauptbibliothek



637460

in Zirl.

Österreich. Karl

versammelt neue Erzählungen –
Geschichten vom »kleinen Mann«,
dessen Lebenswidersprüche
Schneitter in seinem typischen
lakonischen Humor, dabei aber
stets einfühlsam und respektvoll
beschreibt.

UB INNSBRUCK



+C175528407

(627.460)

W.P.



200P: 1583

Mir macht keiner mehr was vor.

Tausend Jahre Österreich

1

Man darf sich einfach nicht alles bieten lassen.

Wo käme man da hin?

Irgendwo hört sich der Spaß auf.

Diese Bleistiftspitzer auf dem Amt haben ganz schön aus der Wäsche geschaut.

Aber mit dem Richter Schorschi führen die kein Kasperltheater auf.

Nicht mit dem Handelsreisenden Richter Schorschi, auch wenn ich inzwischen in Pension bin, sozusagen Handelsreisender a.D.

Im Grunde bin ich ja die Gutmütigkeit in Person, aber wenn etwas ungerecht abläuft, dann kann man mich kennenlernen.

Und wenn es gegen den Kaiser von China geht.

Das ist mir Wurscht, weil Gerechtigkeit muss Gerechtigkeit bleiben.

Dazu bin ich mein Lebtag gestanden.

Ich hätte mir auch sagen können, was geht mich die steinalte Tante meiner Frau an?

Die Tante ist ja nur noch ein Pflegefall.

Auch im Kopf oben.

Total verweht.

Was die oft für Geschichten liefert.

Fast schon tragisch.

Aber darum geht es nicht.

Obwohl sie andauernd ins Bett macht, weil sie das Wasser nicht halten kann, wollten die auf der Krankenkasse die Kosten für die Betteinlagen und die Windeln nicht übernehmen.

Diese Frechheit muss man sich einmal vorstellen.

Einer kranken, alten Frau wollten die die Betteinlagen und die Windeln nicht mehr bezahlen, weil sie dafür angeblich nicht zuständig wären.

Bei solchen Dingen laufe ich auch heute noch heiß.

Da kann ich nicht anders.

Diesem Fuzzy auf dem Amt hab ich aber Dampf unterm Arsch gemacht.

Jetzt hat die Tante wieder ihre Betteinlagen und ihre Windeln.

Sicher, sie hätte sich diese auch selber bezahlen können. Geld wäre genug da.

Ich hab nur so gestaunt, wie ich die Sparbücher gesehen hab.

Ihr Mann hatte einen gut gehenden Betrieb.

Beim Verkauf nach seinem Tod hat sie ganz schön mitgenascht.

Der Betrieb wurde ins Ausland verkauft, nach Deutschland.

Darum hätte ich mir sagen können, was geht mich die Tante meiner Frau an.

Aber bei solchen Dingen ...

Ich mein, ich weiß ja, wie's auf diesen Ämtern zugeht. Ganze Romane könnte ich verfassen.

Allein, was ich bei meiner Pensionierung mitgemacht hab.

Da darf ich jetzt gar nicht dran denken, weil wenn ich jetzt da dran denk, dann ...

Schorschi, schalt ab, das sagt auch meine Frau immer, wenn ich mich zu sehr aufrege.

4 Es hat keinen Sinn, wenn du dich da hineinsteigerst, es sind ja nur deine Nerven.

Bringen tut's eh nix.

Aber das ist einfach gesagt, wenn man sein Lebtag immer den geraden Weg gegangen ist und dann zuschauen muss, wie alles verludert und heruntergewirtschaftet wird.

Aber ich will von meiner Pension noch etwas haben.
Auch wenn ich schöne Zeiten miterlebt hab, dann kann
das bisher noch nicht alles gewesen sein.
Drum, sag ich mir, ruhig Blut und auf dem Teppich blei-
ben.
Auch wenn das nicht einfach ist.
Da brauch ich nur an die Windeln der Tante zu denken.

2

Als Pensionist wird einem die Zeit ja nie lang.
Zumindest nicht mir.
Ich hab zu tun, mehr als genug.
Nicht umsonst heißt es, dass die Pensionisten nie Zeit
haben.
Ich mein, in dem Sinn bin ich ja nicht so in Pension
gegangen, wie man an und für sich in Pension geht.
Aber man weiß auch, dass viele die Pensionierung über-
haupt nicht bewältigen können.
Einfach weil sie sich überflüssig vorkommen.
Darum sterben im ersten Jahr nach der Pensionierung so
viele an Herzinfarkt, weil sie nicht wissen, was sie tun
sollen.
Von mir kann ich das in diesen zwei Jahren nicht
behaupten.
Aber so ganz richtig bin ich ja nicht in Pension gegangen.
Beim Chef helf ich immer noch aus.
Dann gibt's Arbeit im Haus und im Garten mehr als
genug.
Ständig ist etwas zu reparieren oder im Gemüsegarten zu
tun.
Der Gemüsegarten ist mein Hobby.
Ich brauch nur an diese Nacktschnecken zu denken, die
mir den ganzen Kopfsalat zusammenfressen.

Einen ganzen Kübel hab ich gestern wieder gesammelt
und in den Kanal geschmissen.

Wie ich jetzt aus dem Urlaub – was heißt bei einem
Pensionisten Urlaub – zurückgekommen bin, da hat's
vielleicht ausgeschaut im Garten wegen dieser Sau-
viecher.

Aber was will man machen.

Auf den Urlaub werd ich deshalb sicher nicht ver-
zichten.

Wegen der Schnecken.

Wir fahren jedes Jahr – so eine Truppe.

Diesmal waren wir drei Wochen weg.

Sonst hätt es sich nicht rentiert.

Burma, Bangkok, Thailand.

Wirklich schöne Gegenden.

Muss man gesehen haben.

Aber Zustände herrschen dort.

Davon kann man sich bei uns gar keine Vorstellung
machen.

Mein Freund, der Karl, hat gemeint, diesem Elend kann
man nur mit scharfen Maßnahmen begegnen.

Politisch gesehen.

Anders, hat der Karl gesagt, kriegt man das nicht in den
Griff.

Nur mit radikalen Maßnahmen und Druck von oben.

Wir in Österreich wissen ja gar nicht mehr, wie gut wir
es haben im Vergleich zu denen da drunten.

Ein Dreck, ein Sauhaufen, eine Armut ...

6 Das Land ist ja an und für sich wunderbar, was wir halt
davon gesehen haben, trotz der Hitze, aber in den
Städten ...

Auf alle Fälle, das mit den Hasen hat gepasst.

Vor allem der Preis.

Und mit diesen Hasen gibt es auch keinen Streit – wie
daheim mit der Alten – weil man sie nicht versteht.

Einmal bin ich mit einer Begleitung in ein Hotel, da sitzt vorn heraußen ein Bürschchen, ohne Arme, ein totaler Krüppel.

Ich hab ihm gleich einen Schein hingelegt.

Er hat sich bedankt und mit seinem Mund nach dem Papiergeld geschnappt, weil ihm ja die Hände fehlten.

Das ist Armut.

Da sind unsere Sandler wahre Millionäre dagegen.

Er hat mir so leid getan, dass ich ihm gleich noch einen Schein in den Mund gesteckt hab.

Ohne Worte.

Da fehlen einem die Worte.

Ich hab schon viel gesehen, weil ich viel herumgekommen bin.

Aber wie der mit dem Mund das Geld aufhebt, das hab ich noch nie gesehen.

Diese Leute sind ja so freundlich dort und freuen sich über jede Kleinigkeit.

Wir haben da auch nicht aufs Geld geschaut.

Es kostet ja alles nichts.

Von dem Geld, das die Hasen verdienen, lebt die ganze Familie.

In gewisser Weise ist man als Entwicklungshelfer unterwegs.

Auch beim Vögeln.

Sie machen alles, ohne langes Drumherum.

Es lebt ja die ganze Familie davon.

Die sind ganz anders motiviert.

Wir haben uns nie lumpen lassen.

Jedenfalls hat meine Frau die nächste Zeit Ruhe.

Man ist ja nicht mehr zwanzig.

Aber drei Wochen sind doch etwas lang.

Und es ist auch nicht mehr so wie früher.

In Zukunft, glaub ich, fahr ich dann lieber allein.

Oder zusammen mit dem Karl.

Da ist man unabhängiger und braucht nicht so viel Rücksicht zu nehmen.

Das ist sicher besser.

3

Mit dem Karl war ich gestern am Fußballplatz.

Eine miserable Partie.

Früher sind wir regelmäßig auf den Fußballplatz.

Aber heute spielen ja nur noch Neger und Bloßfüßige vom Balkan, weil die Unsrigen zu faul zum Laufen sind.

Alles Mumien.

Heute will jeder nur noch Generaldirektor werden, aber nicht mehr arbeiten.

So ist es auch im Fußball.

Ohne Leistung zum großen Geld, das wollen diese Fußschwitzer.

Aber die Neger und die Bloßfüßigen sind auch um nichts besser.

Was ich da gestern gesehen hab, hatte nichts mit Fußball zu tun.

Aber das ist kein Wunder, die können ja nicht einmal miteinander reden, weil sie sich nicht verstehen.

Wer soll denn so einen Buschneger verstehen oder so einen Schafhirten aus Albanien.

Das kann nicht funktionieren.

Das einzige, was die wollen, ist unsere Staatsbürgerschaft und sich dann zurücklehnen.

Aber man ist ja selber schuld, wenn man auf den Fußballplatz geht.

Nachher sind wir noch auf ein Bier.

Der Karl geht jetzt auch in Pension.

Noch einen Monat, dann nimmt er den Hut.

Er freut sich schon wie ein kleines Kind auf die Pensionierung.

Ich kann dir gar nicht sagen, wie froh ich bin, wenn ich diese ganzen Arschlöcher nicht mehr seh, hat er gesagt.

Der Karl ist schon in Ordnung.

Zu seiner Pensionierung haben wir eine tolle Überraschung für ihn.

Wir von unserer Truppe legen zusammen und lassen ihm eine Thailänderin einfliegen.

Die Welt kostet das ja nicht.

Das Teuerste ist da noch der Flug, aber dafür hat der Karl seine Unterhaltung.

Wir müssen nur aufpassen, dass seine Frau keinen Wind davon bekommt.

Die Weiber sind da ein bisschen komisch.

Wir haben schon alles in die Wege geleitet.

Der Karl wird Augen machen.

Aber das ist er uns wert.

Die Thailänderin quartieren wir woanders ein und daheim sagen wir, wir fahren eine Woche wandern.

So hab ich auch noch etwas davon.

Beim Karl ist die Pension ohne Probleme durchgegangen.

Obwohl er vorzeitig geht.

Mit vierundfünfzig hat man noch einiges vor sich.

Gut, er ist Beamter.

Ein Jahr war er im Krankenstand, besser gesagt, er ist einfach daheim geblieben, da haben sie ihm nahegelegt, in Pension zu gehen.

Nichts lieber als das, hat der Karl gesagt, und im Prinzip hat er ja recht.

Dem Karl gönne ich's, er ist ja ein toller Bursche.

Ich würd's auch so machen.

Bei mir war die Pension vielleicht ein Theater.

Welche Prügel die mir zwischen die Beine geworfen haben, kann man sich ja gar nicht vorstellen.

Wenn ich nicht genau wüsste, wie das alles läuft auf den Ämtern, nie und nimmer wär ich in Pension gekommen. Aber denen hab ich in die Stiefel geholfen.

Obwohl ich gesundheitlich so parterre war.

Ich war so schlecht beisammen mit meinem Kreuz, dass ich nicht einmal mehr vom Bett herausgekommen bin.

Da haben keine Therapien und Massagen etwas geholfen.

Außer die in Thailand, aber die zahlen diese Trottel ja nicht. Jedenfalls war ans Arbeiten nicht mehr zu denken.

Bei der Pension wollten sie mir dann einen Strick drehen, obwohl ich mein Lebtage geschuftet hab wie ein Berserker, ohne einen Tag Krankenstand, aber das zählt für diese Bleistiftspitzer ja nicht.

Fast vierzig Jahre hab ich beisammen gehabt, weil wir sind schon mit vierzehn in den Arbeitsprozess eingestiegen, nicht so wie heutzutage, wo alle bis dreißig studieren und auf Staatskosten ihr Unwesen treiben.

Das hat's zu unserer Zeit nicht gegeben.

Aber diesen Ärmelschonern hab ich vielleicht in die Schuhe geholfen.

Ausgerechnet die Politiker und Scheißbeamten, die Millionen verschleudern und verwurschteln, wollen einem kleinen Mann seine Ansprüche streitig machen.

Aber das ist heutzutage in Österreich ja gang und gäbe.

Das hab ich auch dem Karl gesagt.

Zweimal war ich auf dem Arbeitsgericht, bis ich zu meinem Recht gekommen bin.

Zum Karl hab ich damals gesagt, wenn der Schorschi in Pension gehen will, dann geht der Schorschi in Pension.

10 Und so ist es dann auch gewesen.

An manchen Tagen hab ich nicht einmal mehr grad stehen können vor lauter Kreuzschmerzen.

Ich kann heute das Wort Lumbago gar nicht mehr hören.

Eine Kur wollte mir diese Chefärztin verschreiben, aber bitte, was will ich auf einer Kur.

Wenn ich nach vierzig Jahren Schufterei körperlich am Ende bin, dann will ich nicht auf Kur.

Dann will ich in Pension.

Ich gehör nicht zu denen, die sich jedes Jahr auf Kosten der Allgemeinheit irgendwo vier schöne Wochen machen.

Wenn's nach mir ginge, dann würde ich diese Kursauerien sowieso abschaffen.

Die meisten fahren ja nur, damit sie einen Kurschatten schnackseln können.

Das ist der einzige Grund für die Kuren.

Oder wenn ich da an die Geschichten vom Karl denke, wo sich seine Kollegen jedes Jahr in den besten Kurheimen bedienen haben lassen – wie die Adeligen früher. Aber darüber darf man sowieso nicht länger nachdenken. Kaum den Weg bin ich nachgekommen und dann wird man bis aufs Messer traktiert, obwohl man sein Lebtage seine Beiträge geleistet hat.

Aber das ist in Österreich nun einmal so.

Die Tüchtigen und die Fleißigen schauen immer durch die Finger, so wie ich.

Ich will nichts geschenkt, aber was ich will, das steht mir auch zu.

Einmal komme ich zur Pensionsversicherung, da meint dort so ein pragmatisierter Bleistiftspitzer halblaut zu seinem Kollegen: Schau, da kommt wieder unser Lumbago. Aber dem hab ich in die Schuhe geholfen.

Von oberster Stelle hab ich eine Entschuldigung verlangt. Und auch erhalten.

Wenn ich keine Entschuldigung erhalten hätte, wäre ich mit der Geschichte in die Presse.

Bei der Presse sind sie ganz heiß auf solche Geschichten. Der Karl hat völlig recht behalten, was wollen diese Ärmelschoner, hat er gemeint, einen Lumbago kann man nicht nachweisen, medizinisch betrachtet.

Das ist wie mit den Kopfschmerzen.

Wenn ich sage, ich hab einen Lumbago, dann können sich die Ärzte die Röntgenbilder anschauen, so lange sie wollen, ein richtiger Lumbago ist nicht nachweisbar.

Das hab ich ja bei mir gesehen.

Jedenfalls bei der Pensionsversicherung hat zu mir keiner mehr Lumbago gesagt.

Die haben ihren Mund gehalten und mir die Pension gegeben.

Wenn die mir die Pension nicht gegeben hätten, hätten die anders aus der Wäsche geschaut.

Das hab ich ihnen auch versprochen.

Ausgerechnet diese Beamten, die von meinen Steuergeldern leben, wollen mir sagen, ob ich einen Lumbago hab oder nicht.

Ich darf gar nicht mehr dran denken.

Zum Glück bin ich ein Mensch, der sich zu helfen weiß.

Sonst bist du in diesem Land ohnehin nur ein Verlierer.

Jedenfalls bin ich in Pension gegangen, als ich in Pension gehen wollte.

Da haben die mir nichts zu sagen, nicht mir, dem Richter Schorschi.

Aber es ist ja sinnlos, wenn ich jetzt noch einen Gedanken an den Ärger bei meiner Pensionierung verschwende.

Jetzt bin ich ja schon seit zwei Jahren in Pension.

Was reg ich mich da noch auf.

Ich muss auf Holz klopfen, dass es mir weiterhin halbwegs geht.

12 Ich hab zwar immer wieder Tage, wo ich nicht mehr grad stehen kann.

Aber Gott sei Dank kommt das nicht mehr so häufig vor.

Oft denk ich: Wenn ich meinen Garten nicht hätte!
Wenn's mir ganz dreckig geht, dann ist der Garten für
mich die beste Ablenkung.

Trotz der verfluchten Schnecken.

Der Karl lacht immer drüber.

Er sagt, es hat halt jeder seinen Pecker, der eine geht auf
den Fußballplatz, der andere dudelt sich einen an, der
dritte strampelt wie ein Wahnsinniger durchs Gelände
und du machst dich über deine Krautköpfe her.

Wenn nicht grad ein depperter Nachbar herüberschaut
und meint: „Fressen die Schnecken wieder alles auf?“,
dann ist der Garten mein Paradies.

Was hab ich gegen diese Schneckeninvasion nicht schon
alles unternommen.

Diese Nacktschnecken gibt's ja erst seit ein paar Jahren.

Die hat es früher bei uns nicht gegeben.

Sie kommen aus Russland oder jedenfalls aus dieser
Gegend.

Reine Importware.

Eine echte Sabotage ist das.

Von drüben, von der Russenmafia.

Die werden sich ins Fäustchen lachen.

Wahrscheinlich steckt da Absicht und Methode dahinter.

Denen da drüben ist alles zuzutrauen.

Es würde eine indische Entenart geben, die mit diesen
Sauviechern abfahren würde, aber diese indischen Enten
machen ja auch jede Menge Dreck.

Außerdem bräuchte man da weiß Gott wie viel solcher
Inder, weil diese Inder können ja auch nicht den ganzen
Tag Nacktschnecken fressen.

Außerdem haben wir dann diese Inder auch bei uns da
und wer weiß, was dann auf uns zukommt.

Bei den Indern musst du mit allem rechnen.

Die passen ja auch nicht zu uns.

Dann haben wir nach den Russen diese Indianer aus Indien auch noch.

Eine Zeitlang hab ich sie mit Salz behandelt.

Da hat's sie zwar aufgeringelt, aber ich hätte eine eigene Saline gebraucht, damit ich sie alle jeden Tag einsalzen hätte können.

Mich würde nur interessieren, wo die alle herkommen.

Die müssen sich in einem Tempo vermehren wie die Turbokaninchen.

Da fehlt der natürliche Feind, der sie zurechtstutzen würde.

Dann hab ich sie einmal auf einen Eisenstab aufgespießt und mit der Gartenschere auseinandergeschnitten.

Nicht gerade angenehm, wenn's ihnen dann links und rechts den Schleim herauspresst.

Sogar auf der Sohle eines alten Bergschuhs hab ich so einen scharfen Keil montiert und sie damit geschlachtet.

Aber das hat nicht besonders gut funktioniert, weil diese klebrigen Sauviecher an der Sohle haften blieben.

Jetzt sammle ich sie täglich mit der Grillzange ein und werfe sie sackweise in den Kanal.

Man muss unentwegt dahinter sein.

Es nützt sonst nichts.

Der Karl hat zu mir gesagt, da müsste man etwas erfinden.

Mit so einer Erfindung könnte man reich werden.

Wenn man da etwas erfinden würde, dann könnte man wirklich zum Millionär werden.

14 Normalerweise müsste man alle in ganz Österreich einsammeln und dieser Russenmafia zurückschicken.

Dorthin, wo sie herkommen.

Sollen sich die da drüben mit dem Dreck auseinandersetzen, den sie uns herübergeschickt haben.

Früher hat mich meine Frau immer zurechtgewiesen, wenn ich dieses Ausländergesindel mit den Schnecken in meinem Garten verglichen hab.

Heute denkt sie darüber auch etwas anders.

Ich hab sie von allem Anfang an gewarnt, dass sie sich nicht auf diese Sache einlassen soll, weil ich schon gewusst hab, was da draus wird.

So darf man nicht reden, hat die Frau geantwortet, wenn ich gesagt hab, diese ganzen Cevapcicis fallen über unser Land her wie die russischen Mafiaschnecken über meinen Garten.

Jeder Mensch braucht schließlich Menschen um sich, hat die Frau gesagt.

Aber nicht so ein Gesindel, hab ich gemeint.

Ich wollte mich nicht einmischen, weil mich die Tante nichts angeht und ob dort solche Cevapcicis untergebracht sind oder nicht, was kümmert mich das.

Der Karl hat auch gemeint, da versteh ich deine Frau nicht.

Was soll ich machen, sie muss selber wissen, was sie tut. Bei uns daheim käme mir keiner von dieser Mafiabagage ins Haus.

Das sind doch auch Menschen, hat die Frau gemeint. Sie wurden vom Krieg vertrieben, da muss man doch helfen.

Außerdem haben sie ihre Zimmer im Keller mit einem separaten Eingang.

Aber dann hat sie schon gesehen, was passiert ist.

Ich hab's ihr gleich gesagt.

Im Garten haben sie Feste gefeiert und Schafe gebraten und mit ihrer Musik und den Kindern haben sie die ganze Umgebung terrorisiert.

Gearbeitet hat keiner von denen.

Leben alle nur auf unsere Kosten.
Und zwar von der Kinderbeihilfe.
Aber wir haben's ja.
Man hätte diese Russen ja nie in unser Land lassen sollen.
Was gehn die uns bitte an?
Sie sollen sich die Schädel einhauen, wenn sie wollen,
bitte, das ist ihr Problem.
Wir wollen nur unsere Ruhe.
Mit dem Gutsein kommt man im Leben nicht weiter.
Ich weiß, wovon ich rede.
Ich hab genug gesehen.
Meine Frau war da etwas einfältig.
Inzwischen ist sie vernünftiger geworden.
Sie hat gesehen, wohin das führt.
Da gibt sie ihnen Quartier, damit sie eine Bleibe haben,
und der Dank dafür ist, dass sie eine Anzeige picken hat.
Bei uns in Österreich ist es ja schon so weit, dass die von
öffentlicher Seite jede Unterstützung bekommen.
Aber es ist kein Wunder, man braucht sich unsere Regie-
rung nur anzuschauen, da sitzen ja auch alles nur Rasni-
cis und Cevapcicis drinnen.
Der Österreicher zählt nichts mehr in diesem Land.
Wenn das so weitergeht, dann sind bald die Österreicher
die Ausländer bei uns da.
Ich hab der Frau gleich gesagt, wegen der paar Euro
rentiert sich das nicht.
In Österreich kann's dir noch passieren, dass du fürs Hel-
fen in der Presse stehst, als Ausbeuter.
Ich hab schon von den Schlagzeilen geträumt: Wucher-
miete für Kellerabteil!
Unsere Presseheinis kümmern sich ja nicht um die
Wahrheit.
Denen geht's nur um Schlagzeilen, um Sensationen und
Sauereien.
Die sind ja alle manipuliert.

Die Hintermänner kennt man ja.
Das Kapital kommt ja komplett aus dem Ausland.
Und was das heißt, da braucht man nicht lange zu raten.
Die Wahrheit interessiert da niemanden.
Aber was reg ich mich auf.
Der Karl hat mit seinem Witz schon recht.
Er sagt immer, die Steigerungsform von Lüge ist Presse.
Da trifft er den Nagel auf den Kopf.
Natürlich steckt hinter dieser Anzeige gegen meine Frau die Verwandtschaft.
Vor allem natürlich der Stiefsohn, dieser Wunderknabe.
Also nicht der Stiefsohn meiner Frau, sondern von ihrer Tante.
Ein Spross aus erster Ehe vom Onkel meiner Frau.
Auch so ein Prachtexemplar, mit dem man samt den ganzen Russen abfahren sollte.
Hat sich sein Lebtag noch nie um seine Stiefmutter gekümmert.
Wenn nicht meine Frau wäre, dann wäre die Tante wochenlang ohne Hilfe.
Wenn er kommt, dann kommt er nur, weil er Geld braucht.
Ein paar Mal hat er sogar Sachen mitgehen lassen.
Ein richtiger Hallodri und Tunichtgut halt.
Seit ich mich erinnern kann, hat er nie eine fixe Arbeit gehabt.
Ein paar Mal war er im Häf'n.
Irgendwo hat er ein paar ledige Kinder, für die er wahrscheinlich nie bezahlt.
Er ist ein gutes Beispiel dafür, was passiert, wenn man es mit einem Kind zu gut meint.
Er hat immer alles bekommen.
Geld hat nie eine Rolle gespielt.
Das ist dann der Erfolg.

Dieser Kerl hat halt geglaubt, dass das sein Lebtag so weitergeht.

Meine Frau hat ihn immer hinausgeschmissen, wenn er zur Tante gekommen ist, um ihr etwas abzuknöpfen.

Bei dem war rein gar nichts sicher.

Sogar die goldene Uhr vom Onkel hat er mitgehen lassen.

Jedenfalls war sie nach einem Besuch von ihm nicht mehr da.

Drum hat ja meine Frau auch die Sparbücher der Tante vor ihm in Sicherheit gebracht.

Bei uns sind sie vor diesem Tachinierer sicher.

Wenn die ihm in die Hände gefallen wären, wären die Ersparnisse der Tante schon längst aufgebraucht.

Im Geldausgeben ist er nämlich Weltmeister.

Der hat in einer Nacht schon zehntausend auf den Kopf gestellt.

Kaum hat er einen Groschen, lädt er alle ein.

Dann schmeißt er Runden, damit er im Mittelpunkt steht.

Seinen ganzen Anteil vom Verkauf der Firma hat er so im Nu verputzt.

Aber es ist kein Wunder, wenn man sich nichts hart erarbeiten muss, ist es leicht, alles hinauszuschmeißen.

Jetzt bezieht er sogar die Sozialhilfe, soviel ich weiß.

Aber mit der Sozialhilfe sind die Lokalrunden bald fertig geschmissen.

Da heißt es dann nur: Bis zum Dritten geh ich aus und dann geht das Geld aus.

Es ist ja schon das eine Frechheit, dass solche Typen überhaupt eine Sozialhilfe bekommen.

Wenn ich etwas zu sagen hätte, na dann ...

Warum kann so ein Kerl nicht einer Arbeit nachgehen?

Nur weil er sich dafür zu schade ist, muss ihn der Staat erhalten.

Da kann ich nur sagen, gute Nacht, Österreich.

Mehr fällt mir dazu nicht ein.

Irgendwo muss das Geld ja her.

Und natürlich kommt es von uns, weil ich Trottel tüchtig und fleißig war, da darf ich dann auch noch den mitfinanzieren.

Dafür wird man nur bestraft.

Wenn ich denke, dass ich vierzig Jahre harter Arbeit am Buckel hab, dann glaube ich, dass ich einfach ein Idiot bin.

Die Eisenbahner gehen mit Anfang fünfzig in Pension und lachen alle anderen aus.

Bei der Eisenbahn sind sie ja nur, damit sie sich von ihren Pfuscharbeiten, die sie nebenher machen, ausrasten können.

Aber mir braucht keiner wegen meiner Pension zu kommen.

Ich hab meinen Beitrag geleistet.

Wenn ich mir vorstelle, welche Gelder ins Ausland kommen, weil irgendein Russe sich die Familienbeihilfe erschleicht und weiß der Teufel wofür sonst noch.

Und wenn ich mir dann diesen Sandhasen von der Tante anschau, sein Lebtage nichts gearbeitet und er bezieht sämtliche Vergünstigungen: Gebührenbefreiung, Telefon frei, Fernseher frei, sogar ein Zimmer haben sie ihm auf Staatskosten zur Verfügung gestellt.

Dabei hat dieser Kerl alle Möglichkeiten gehabt.

Möglichkeiten, von denen unsereins nur träumen konnte.

Wir mussten uns immer alles selbst erarbeiten.

Nur einige sind sich zu gut dafür.

Und es werden jeden Tag mehr von dieser Sorte.

Wenn heute einer in Österreich arbeiten will, dann findet er auch eine Arbeit.

Man darf sich halt nicht zu gut dafür sein.

Natürlich kann nicht jeder ein Generaldirektor werden.

Dann muss ich halt bereit sein, einmal in einem Hotel zu arbeiten.
Auch wenn es nur als Abspüler ist.
Immer noch besser als gar nichts.
Aber das wollen unsere Österreicher nicht.
Die sind sich viel zu fein dafür.
Drum haben wir ja so viele Russen im Land.
Aber die spülen halt auch nur so lange ab, bis sie die Arbeitslose beziehen können, und kaum beziehen sie die Arbeitslose, dann arbeiten sie nichts mehr.
Dafür lassen sie die ganze Familie nachkommen.
Wenn das so weitergeht, dann haben wir sowieso bald nichts mehr zu melden.
Da schaffen dann andere an.
In Wien ist das jetzt schon so.
Da muss man sich nur einmal diese Regierung anschauen.
Da gibt's nur ausländische Namen.
Drei Türkenbelagerungen haben die Wiener abgewehrt.
Von der vierten wurden sie überrollt.
Auf dem Naschmarkt zum Beispiel, was sich da abspielt.
Das findet man nicht einmal mehr in Istanbul.
So geht's da zu.
In dieser Richtung gehört schon einmal etwas gemacht.
Da gehört einmal hart durchgegriffen.
Mit den Russen und den Sozialschmarotzern, meine ich.
So kann das nicht weitergehen.
Da müsste längst schon etwas unternommen worden sein.
Grad die Arbeitslosen, die Staatsgelder beziehen und nebenher pfuschen, dass die Fetzen fliegen.
Ich brauch mich ja nur in der Umgebung umzuschauen.
Da seh ich genug.
Da kann mir keiner etwas vormachen.
Und warum soll sich so ein Arbeitsloser dann auch noch um eine Arbeit kümmern.
Blöd wird er sein.

Da müsste der Staat endlich einmal eingreifen.
Was will denn so ein kleines Würstchen wie ich.
Auch der Karl sagt immer, mit denen würde ich anders
abfahren.
Schmarotzer und Arbeitsunwillige, ab ins Arbeitslager.
Was willst du denn sonst mit so einem Sandler tun?
Man muss nur zum Bahnhof hinaufgehen und sich da ein-
mal umschauen.
Man tut diesen Menschen ja auch nichts Gutes.
In einem Lager könnte man sich auch ein bisschen um sie
kümmern.
Vor allem würden sie sich wieder an die Arbeit gewöhnen
und könnten zurück in die Gesellschaft.
So wie es jetzt ist, werden sie ihr Lebtag vom Staat
erhalten.
Auf Dauer kann man sich das nicht leisten.
Wer soll das schlussendlich alles finanzieren.
Schon mein Vater hat immer gesagt, mit denen würd der
Adi anders ums Eck fahren.
In der Beziehung wär so ein kleiner Adi grad recht.
Nur darf man das in Österreich nicht laut sagen.
Mein Vater hat immer gesagt, sicher hat der Adi auch Feh-
ler gemacht, aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten.
Wenn es den Adi nicht gegeben hätte, würde es uns
heute jedenfalls nicht so gut gehen, hat mein Vater immer
gesagt.
Damit hatte er auch recht.
Mein Vater hat ja nie viel vom Krieg erzählt.
Er war ein schweigsamer Typ.
Nur manchmal hat er gemeint, die machen es sich leicht,
weil sie dem Adi immer die ganze Scheiße zuschieben.
Man muss einmal die näheren Umstände betrachten.
Der Adi war so eine Art Naturgewalt, die übers Land
hereingebrochen ist.
Dagegen ist man machtlos.

Am meisten haben meinen Vater immer diese Widerstandsgeschichten amüsiert.

Wenn sie dich an die Wand stellen, ist es mit dem Widerstand gleich vorbei, hat er immer gesagt.

Die da heute vom Widerstand reden, wären damals die ersten gewesen, die mitgelaufen wären.

Der Kreisky in den Siebzigerjahren war ja auch so eine Naturgewalt.

Sicher war der Kreisky etwas anderes als der Adi.

Als kleiner Mann konnte man sich dem Kreisky nicht entziehen.

Ich weiß das ja von mir.

Damals war ich sogar einmal in der Partei.

Es hat nicht lange gedauert, bis ich eine Wohnung bekommen habe.

Und mein Sohn ist auch bei der Stadt untergekommen.

Der Kreisky war – zumindest in den ersten Jahren – wirklich so eine Naturgewalt.

Aber was ist dann nach dem Kreisky gekommen?

Da kann ich nur wieder sagen: Gute Nacht, Österreich.

Der Karl sagt auch immer: Die ganze Bagage, die um den Kreisky herum war, hätte man aus dem Land jagen müssen.

Dann stünden wir heute anders da.

Beim Adi war's nicht anders.

Der Adi hat schon gepasst, aber die Adis.

Wie beim Kreisky.

Diese Kreiskys haben sich auch nur noch die Posten, die Wohnungen und die Gelder gegenseitig zugeschoben.

22 Wie sie es gebraucht haben.

Wie ich das gemerkt hab, bin ich natürlich gleich ausgetreten aus der Partei.

Damit wollte ich nichts zu tun haben.

Nur, dass sich die anderen die Rosinen herauspicken, da kann ich nicht mit.

Zu der Sorte gehöre ich nicht.
Ich hab das damals gleich gemerkt, was da läuft.
Da ist es nicht um Ehrlichkeit und Ideale gegangen, sondern nur um Posten, Wohnungen und Geld.
Darum war mein Beitritt ein schwerer Fehler.
Der Karl hat zu mir gesagt, das hab ich gleich gewusst, dass die Roten Falken kein Umgang für dich sind.
Als Mensch geht man in so einer Maschinerie unter, hat er gemeint.
Genau, hab ich gesagt.

6

Wie mir beim Jäten wieder diese Russen mit der Anzeige eingefallen sind, da hat mich einen Moment lang so der Zorn gepackt, dass ich mit der Schaufel wie ein Verrückter auf diese scheiß Schnecken eingeschlagen hab, dass der Dreck grad so gespritzt ist.
Da ist mir wieder einmal die ganze Sauerei ins Bewusstsein gekommen.
Aber wie der Dreck so gespritzt ist, das hat mir so richtig gut getan.
Schließlich hab ich mir gesagt, was reg ich mich groß auf wegen dieser Russen-Bagage.
Es nützt nix.
Solange in unserer Regierung auch nur solche Russen sitzen, kann sich nichts ändern.
Vergiss es und bleib bei deinen Krautköpfen, hab ich mir gesagt.
Zum Schluss trifft dich vor Aufregung der Schlag.
Mit fünfundfünfzig ist man nicht mehr zwanzig.
Drunten liegt man schneller, als man denken kann.
Nach zwei Jahren Pension schon ins Gras beißen ist einfach noch zu früh.

Da würden sich diese Ärsche freuen auch noch.
Aber nicht mit dem guten alten Richter Schorsch.
Auch wenn mir manchmal das Kreuz weh tut, den Löffel
geb ich noch nicht ab.
Schau auf deine Gesundheit, sag ich mir immer, die
Gesundheit ist das Wichtigste.
Ohne Gesundheit kannst du alles andere vergessen.
Natürlich sind andere Dinge auch ganz wichtig, wie das
Gefühl, die Menschlichkeit, die Familie und natürlich die
Natur.
Wie wichtig die Natur ist, denk ich mir immer, wenn
ich im Garten bin.
Für mich bedeutet Natur seelisches Gleichgewicht, also
Gesundheit überhaupt.
Je weiter sich der Mensch von der Natur entfernt, desto
kränker wird er.
Da müsste der Staat endlich einmal eingreifen.
Bei der Natur.
Was könnte sich der Staat nicht alles ersparen, wenn er
da eingreifen würde.
Da bräuchte er den Ärmsten der Armen nicht mehr die
Windeln und die Bettelgaben abzulehnen, wenn sich der
Staat etwas mehr um die Natur kümmern würde.
Der ganze Gesundheitsbereich wäre mit einem Schlag
saniert.
Schließlich ist der Mensch Natur und der Staat könnte
sich Milliarden und diese ganze Chemie sparen, wenn
sich der Mensch nicht immer mehr von der Natur weg-
bewegen würde.
Aber die Natur ist dem Staat nichts wert.
Genauso wie die Gesundheit.
Die freuen sich höchstens noch darüber, wenn du als
Pensionist ins Gras beißt, weil sie sich dann eine Pension
sparen.
So denkt nämlich der Staat.

Darum will er ja gar nicht, dass man gesund ist.
Denen ist es ja völlig recht, wenn man ins Gras beißt.

7

So richtig genießen kann ich den Garten erst, seit ich in Pension bin.

Vorher war ich ja eigentlich nur an den Wochenenden daheim.

Sicher hat meine Frau nachgeschaut, aber die hat mit der Tante genug am Hals und sie geht ja auch noch bei anderen putzen.

Tüchtig ist sie schon.

Meine zweite Ehe war ja eine richtige Vernunftehe.

Das scheue ich mich nicht zu sagen.

Aus heutiger Sicht sage ich, die schlechteste Voraussetzung für eine Ehe ist, wenn man sich liebt.

Jemanden lieben und heiraten ist gleichbedeutend mit dem Untergang.

Ich weiß, wovon ich rede.

Ich hab alles gesehen.

Da kann mir keiner was vormachen.

Aber ich gebe zu, ohne Frau ist man aufgeschmissen.

Vor allem als ich noch unterwegs war, als Handelsreisender.

Landauf landab hab ich ja alles gekannt.

Bin überall hingekommen.

Die ganze Woche ist man auf Achse und alles kann man nicht selber erledigen.

Am Wochenende kommt man heim und die Wohnung ist leer und kalt.

Die Wäsche vom vergangenen Wochenende liegt noch herum, das Geschirr mit den Essensresten steht da und die Klobrille ist auch noch angebrunzt.

Ich hab das alles miterlebt, nach meiner Scheidung.
Mir braucht da keiner was vorzumachen.

Es ist einfach so.

Außerdem ist es angenehm, wenn man heimkommt,
jemand wartet auf einen, es ist geheizt und aufgeräumt
und am Tisch steht ein Essen.

Das ist es, warum ich das Familienleben so wichtig finde,
auch wenn es altmodisch klingen mag.

Natürlich hab ich auch aus meinem ersten Fehler gelernt.
Noch einmal wollte ich nicht in die Lawatschanigasse
kommen.

Man wird vorsichtiger.

Bei der zweiten Heirat haben wir einen Ehevertrag abge-
schlossen.

Damit ist für beide Seiten alles geregelt.

Ich habe nur die besten Erfahrungen gemacht, eben weil
es eine Vernunftehe war.

Sie ist fleißig, ist ordentlich, man kann sich auf sie verlas-
sen, sie ist zwar keine Schönheit, aber ich bin zufrieden
mit ihr.

Sie war nie verheiratet, hat aber einige schwere Enttäu-
schungen hinter sich.

Mit fürchterlichen Beziehungen zu Männern.

Man weiß ja, was da heute alles frei herumläuft.

Auch sie hat das Schicksal nicht verschont.

Natürlich ist eine zweite Frau nie eine erste Frau.

Zuerst kommt die Liebe, dann die Vernunft.

Das ist halt einmal so.

Leider, muss ich sagen.

26 Besser wäre, zuerst die Vernunft.

Ich weiß, was ich da sage.

Viele Schmerzen und Enttäuschungen wären mir erspart
geblieben, wenn ich das als Junger schon gewusst hätte.

Aber im Leben läuft halt vieles verkehrt.

Meistens so ziemlich alles.

Die erste Scheidung hat mich nicht nur eine Stange Geld gekostet.
Das hab ich alles nicht so schnell weggesteckt.
Wir waren ja doch zwölf Jahre verheiratet.
So eine lange Zeit kann man nicht so einfach mir nichts dir nichts vom Tisch wischen.
Heute ist alles vergessen und begraben.
Ein paar schöne Erinnerungen sind aber schon noch da.
Vor allem an die erste Zeit, als wir noch nicht verheiratet waren.
Ich war ein flotter, junger Bursch, mein Gott ...
Als ich sie kennengelernt hab, war ich grade ganz kurz bei der Bahn.
Ja, ich war wirklich einmal bei den österreichischen Bundesbahnen, weil mein Vater auch bei den österreichischen Bundesbahnen war.
Er hat das damals über die Partei alles geregelt.
Ich bin als Schaffner unterwegs gewesen und sie hat auf der Strecke gewohnt, gar nicht weit vom Bahnhof.
Da hab ich dann den Zug Zug sein lassen und bin raus zu ihr.
Natürlich war ich da nicht mehr lang Schaffner.
Die österreichischen Bundesbahnen hatten kein Verständnis für diese Liebe.
Aber das Schaffnerdasein war ja auch nichts für mich.
Mein Vater hat damals durchgedreht.
Wie kann man nur einen Staatsposten aufgeben, hat er geschrien.
Aber gibt es einen langweiligeren Job als den eines Schaffners?
Immer das gleiche.
Eine Station nach der anderen.
Das einzige, das sich jeden Tag ändert, ist das Datum am Stempel.

Sonst rührt sich nichts.

Da ist es kein Wunder, dass ich immer zu ihr bin.

Außerdem war ich über beide Ohren in sie verliebt.

Ja, das war ich damals wirklich.

Das kann ich mit ruhigem Gewissen sagen.

Wir zwei haben schöne Dinge miteinander erlebt.

Wie zum Beispiel unsere ersten Urlaube, noch mit dem Zelt in Italien.

Kein Geld, grad dass wir uns zu zweit eine Pizza leisten haben können.

Aber trotzdem war's sehr schön.

Auch als die Kinder noch klein waren.

Jesolo, Riccione, Fano.

Ein Traum.

Aber im Leben ist es halt immer so, dass es so ist, wie es ist.

Das heißt, dass immer alles so tragisch enden muss.

Da lebt man Jahre zusammen und glaubt, es ist alles in Ordnung.

Man glaubt, da hat man einen Menschen, mit dem man gemeinsam alt werden kann, und dann, mit einem Schlag, ist alles vorbei.

Jawohl, mit einem Schlag.

Plötzlich steht man vor einem Trümmerhaufen.

Eigentlich hab ich das dem Karl zu verdanken, dass mir damals die Augen aufgegangen sind.

Du, Schorschi, hat er einmal ganz ernst nach einem Fußballspiel zu mir gesagt, pass dir auf deine Alte auf.

Er hat es in einem Ton gesagt, wie es nicht seine Art ist.

Der Karl ist ja das lustigste Haus, das man sich vorstellen kann.

Immer hat er einen Witz, immer einen Blödsinn im Kopf.

Mein Fehler ist, dass ich viel zu gutgläubig bin.

Ich war damals schon die ganze Woche unterwegs, meistens nur das Wochenende zuhause.

Natürlich hat es auch bei uns immer etwas gegeben.
Wenn einer sagt, dass es bei ihm nie etwas geben würde,
dann lügt er.
Wie der Karl das zu mir gesagt hat, hab ich natürlich
gleich gewusst, dass sie etwas mit einem anderen hat.
Das war ja klar.
Ich bin heim wie ein Verrückter.
Zuerst hat sie alles abgestritten, aber dann ist sie mit der
Wahrheit herausgerückt.
Das war also der Dank dafür, dass ich mich jahrelang für
die Familie abgestrappelt hab.
Wir hätten uns auseinandergelebt, ich hätte mich zu
wenig um sie gekümmert, wenn ich daheim gewesen
bin, hätte ich mich nicht um sie bemüht, sie habe sich
nur noch als Putzfrau gefühlt, sie lasse sich nicht mehr
länger unterdrücken und einsperren.
Das einzige, was an dich erinnert, wenn du zuhause bist,
sind herumliegende Socken und eine dreckige Klobrille,
hat sie gesagt.
Also war natürlich ich an allem schuld.
Mit diesem Vertrauensbruch hat sie mich sehr tief ver-
letzt.
Als Mann hat man schließlich auch einen Stolz.
Sicher hatte ich auch meine kleinen Ableger.
Wenn man die ganze Woche unterwegs ist und sich für
die Familie abrackert wie ein Verrückter, dann hat man
auch ein Verlangen nach etwas Menschlichkeit.
Man ist schließlich kein Mönch.
Aber es war immer alles ganz harmlos.
Im Grunde hab ich nur Übernachtungsgelder gespart,
was im Endeffekt ja auch der Familie zugute kam, wenn
ich noch mehr Kohle heimgebracht hab.
Aber Dank ist etwas, das es im Leben nicht zu geben
scheint.
Sie hatte es ja gut.

Hat daheim die feine Dame gespielt, sogar ein eigenes Auto hat sie gehabt, weil ich damals ja schon gut verdient hab. Natürlich ist das Geld nicht beim Fenster hereingeflogen, der Tag hat für mich nur Arbeit bedeutet.

Nichts hab ich mir geleistet.

Manchmal bin ich mit dem Karl auf den Fußballplatz, oder wir haben einen draufgehaut.

Aber sonst nichts.

Nicht einmal im Garten hab ich etwas getan, einfach weil ich keine Zeit dafür hatte.

Sie hatte dafür sowieso kein Interesse.

Diese Krautköpfe und die Bohnen kauf ich mir im Geschäft, hat sie gesagt, so ein Garten ist ja nur eine Belastung.

Das bringt nichts.

Natürlich hat sie die Krautköpfe und die Bohnen mit meinem Geld gekauft.

Aber das war ja selbstverständlich für sie.

Für die Natur hatte sie überhaupt nichts übrig.

Die war so selbstverständlich da, wie das Geld, das ich jeden Monat heimgeschleppt hab.

Menschen, die für die Natur nichts übrig haben, die haben auch für den Menschen nichts übrig.

Diese Erfahrung habe ich gemacht.

Wenn ich das früher gewusst hätte, dann wäre mir das nicht passiert.

Heute weiß ich, wovon ich rede.

Da macht mir keiner mehr was vor.

Das war damals eine harte Zeit für mich.

Zu allem Überfluss war der Liebhaber meiner Ex-Frau auch so ein Handelsreisender wie ich, der sich bei ihr die Nächtigungsgelder gespart hat.

Und sie hat auch noch an die große Liebe geglaubt.
So blöd können nur Weiber sein.
Einmal bekomme ich mit, dass einer sagt, beim Richter
Schorschki seiner Flotten gibt's Zimmer mit Frühstück
zum Nulltarif.
Diese Blamage muss man sich vorstellen.
Ausgerechnet mir.
Da bin ich mit 200 Sachen über die Autobahn heim-
wärts.
Ich bin nämlich ein Mann für klare Linien.
Ihr Gebiss ist in tausend Stücke zerbrochen.
Aber das war ja ohnehin nur so eine Prothese von der
Krankenkasse.
Wir hätten uns wie zwei erwachsene Menschen trennen
können.
Aber das scheint in Österreich nicht möglich zu sein.
Die Scheidung ist von ihrer Seite ausgegangen.
Sie hat sich ja mit einem anderen einlassen müssen.
Außerdem waren da ihre Freundinnen, die ihr alle mög-
lichen Flausen in den Kopf gesetzt haben.
Und wenn sich ein Weib einmal etwas in den Kopf setzt,
dann ist dagegen kein Kraut gewachsen.
Der Karl hat wieder einmal den Nagel auf den Kopf
getroffen.
Du hast einen großen Fehler gemacht: Du bist einfach zu
gut gewesen.
Sie hatte zu viel Zeit und es ist ihr zu gut gegangen.
Das ist wie bei unseren Fußballern, die nur die Kohle
einschieben wollen ohne Gegenleistung.
Aber das kann auf Dauer nicht funktionieren.
Nach einem Match, schon lange nach Mitternacht, hat
der Karl einmal gemeint, deine Alte kannst du auf die
Transferliste setzen, die kickt ohnehin schon für einen
anderen Verein.
Und genau so war's auch.

Wenn Weiber zu viel Zeit haben und nicht ausgelastet sind, dann kommen sie auf alle möglichen Ideen, hat der Karl gesagt.

Damit hat er weiß Gott recht.

Diese Unzufriedenheit haben ihr ja nur die Freundinnen eingeredet.

Aber bei einer Scheidung ist es wie bei einem Auto-unfall.

Ohne Teilschuld kommst du da nie durch.

Das sind die österreichischen Gerichte.

In Österreich werden die Opfer wie Täter behandelt.

Bei meiner Scheidung war es so.

Ihr Rechtsanwalt wollte mir überhaupt die Alleinschuld hinaufbrummen, seelische Grausamkeit und ein paar Watschen mit der flachen Hand werden als Prügel hingestellt und natürlich kam auch gleich die Krankenkassenprothese zur Sprache, ohne dass auf die Hintergründe eingegangen wurde.

Das kennt man ja.

Da ist jedes Mittel recht.

Natürlich hat sie ein paar Mal eine gefangen.

Aber hätte ich da vielleicht tatenlos zuschauen sollen, während sie sich mit einem anderen vergnügt?

Noch dazu mit so einem dahergelaufenen Vertreter-Heini von der Konkurrenz.

Aber Schwamm drüber.

Sie wollten mich als tyrannisches Monster darstellen, das seine Frau ganz übel behandelt hat.

Ich hab bei Gericht nur gefragt, wie das möglich sein sollte, wenn ich ohnehin nie daheim war.

Dass sie mir eine Vase an den Kopf geworfen hatte, das war natürlich ganz normal, weil sie ja so unterdrückt und hilflos war.

Das war reine Notwehr, hat der Rechtsanwalt gemeint.

Früher hab ich mir das als unbescholtener Bürger nicht

vorstellen können, wie es auf den österreichischen Gerichten zugeht.
Aber eins weiß ich inzwischen, nirgendwo geht's so zu wie auf den österreichischen Gerichten.
Auf der ganzen Welt nicht.
Ich bin ja viel zu spät dahintergekommen, was für ein falsches Luder meine Ex-Frau war.
Von dem her hätte die Scheidung schon viel früher passieren müssen.
Wenn ich etwas nicht ausstehen kann, dann ist es Falschheit.
Das sind Dinge wie mit der Gerechtigkeit.
Daran gibt's für mich nichts zu rütteln.
Als sie ausgezogen ist, wollte sie sich auch noch mein Auto unter den Nagel reißen, weil ihres hab ich ihr natürlich gleich weggenommen.
Ich hatte ja schon vor, es ein bisschen zu präparieren, damit sie auf einen Baum oder in eine Böschung donnert.
Aber das hab ich dann doch nicht gemacht.
Zum Schluss kommen sie mir dahinter und ich bin wieder der Blöde.
Aber diese Frechheit mit meinem Auto muss man sich einmal vorstellen.
Da stellt sich doch so eine ihrer Freundinnen in den Weg.
Ich renn sie natürlich über den Haufen, reiße meine Ex-Frau aus dem Auto, grad noch im letzten Moment, als sie wegfahren will.
Die Freundin liegt am Boden.
Schreit um Hilfe.
Meine Frau fängt eine.
Da waren wir ja praktisch schon geschieden.
Auf der Polizei, da weiß man ja, wie man die Wahrheit verdrehen kann.

Die zwei Weiber waren ein Herz und eine Seele.
Nach ihrer Version hätte ich sie fast umgelegt.
Es gibt nichts Verlogeneres als die Weiber.
Natürlich nicht alle, aber ...
Aber es lässt sich auch nichts mehr verdrehen als die
Wahrheit.
Während mir das Auto geklaut wird, stellt sich mir so ein
Schrank von Freundin in den Weg und dann will dieser
Schrank auch noch Schmerzensgeld.
Aber das ist in Österreich eben so.

10

Damals ist es mir mehr als dreckig gegangen.
Ich hab die Grenzen meiner Belastbarkeit kennengelernt.
Lange hätte es nicht mehr dauern dürfen.
Ich hab mir einige Male überlegt, auf die Europabrücke
hinaufzufahren und hinunterzuspringen.
Solche Dinge haben mich beschäftigt.
Damals hab ich aber auch gemerkt, dass es noch echte
Freunde gibt.
Wenn ich da nicht den Karl gehabt hätte, ich weiß nicht.
Er hat mir Trost gespendet.
Dieses Miststück ist es doch nicht wert, dass du ihr nach-
trauerst, hat er immer gesagt.
Ich werd es ihm nie vergessen, dass er mir in diesen
schweren Stunden so mitfühlend beigestanden ist.
Heut lässt mich das alles ziemlich kalt.

34 Meine Ex-Frau wäre es sicher nicht wert gewesen, dass
ich wegen ihr von der Europabrücke springe.
Da wäre es besser gewesen, wenn sie mit durchgeschnit-
tenen Bremsschläuchen einen Baum erwischt hätte.
Aber so blöde Ideen kommen einem nur in so einer
Situation.

Das Schlimme bei einer Scheidung sind ja immer die Kinder.

Alle vierzehn Tage am Samstagmittag abholen und am Sonntagabend wieder abgeben wie ein Paket auf der Post.

Das waren die traurigsten Sonntage meines Lebens.

Ich bin einiges gewöhnt, aber oft hat es mir fast das Herz gebrochen, wenn wir drei am Sonntagnachmittag in einem Wirtshaus gesessen sind und sie ein Eis nach dem anderen gelöffelt haben.

Meine Ex-Frau wollte ja, dass ich die Kinder überhaupt nicht mehr sehen darf, weil sie in der Schule nach den Besuchen bei mir immer versagt hätten.

So weit kann der blinde Hass nur bei den Weibern führen.

Ein Mann kann gar nie so hassen wie ein Weibsbild.

Das kann man mir glauben.

Wenn ich nicht genau wüsste, wovon ich spreche, würde ich es nicht sagen.

Ich hab mir genau vorstellen können, wie sich meine Ex-Frau nach jedem Besuch aufgeführt hat.

Das wollte ich den Kindern ersparen und hab sie deshalb nicht mehr abgeholt.

Trotzdem ist aus ihnen etwas Anständiges geworden.

Sie haben doch das meiste von mir mitbekommen, was den Fleiß und die Aufrichtigkeit anlangt.

Das ist heutzutage nicht mehr selbstverständlich.

Man braucht sich nur umzusehen.

Der Karl hat meine Frau ja nie so richtig mögen.

Er hat zwar nie etwas gesagt, erst nach der Scheidung.

So etwas findest du noch alle Tage, hat er nachher gemeint.

Trotzdem.

Ich weiß, was ein Mann mitmacht bei einer Scheidung.
Da kann mir keiner was vormachen.

Ich hab's am eigenen Leib erlebt.

Heut ist das natürlich alles vorbei.

Ich denk gar nicht mehr dran.

Was soll ich auch.

Eine Ehe hat keinen Sinn mehr, wenn das Vertrauen zerstört ist.

Da gibt's keinen anderen Weg als den Schlussstrich.

Meine Ex-Frau und ich haben uns ganz aus den Augen verloren.

Eigentlich.

Sie hat noch einmal geheiratet.

Nicht grade glücklich, wie ich gehört hab.

Aber bitte.

Jeder bekommt, was er verdient.

Es soll ihr auch nicht gut gehen.

Gesundheitlich.

Irgendeine schwere Krankheit.

Naja.

Wenn wir noch verheiratet wären, dann hätt ich das auch noch hängen.

Es hat im Leben doch oft etwas einen Sinn.

12

36

Wie ich dem Karl von meinem neuen Plan erzählt hab,
wär er vor Lachen fast vom Stuhl gefallen.

Zuerst hat er gemeint, ich mach nur einen Witz, wie ich ihm vom Wassergraben rund um meinen Garten erzählt hab.

Damit wär ich zumindest die Sauschnecken aus der Umgebung los.

Dann würden sie alle ersaufen, bevor sie zu mir kommen und alles zusammenfressen.

Ich müsste mir nur rundherum eine Rinne betonieren, dann hätte ich diese Plage los, denn mit den Sauviechern aus meinem Garten allein werd ich spielend fertig.

Aber diese Schnecken kommen ja von überall her.

Wahrscheinlich weil es ihnen nirgends so gut geht.

Meine eigenen Schnecken rotte ich problemlos aus.

Meiner ersten Frau hat die Natur nichts bedeutet.

Aber wieso komm ich jetzt auf den Gedanken.

Sonst hab ich sie ja längst schon aus dem Gedächtnis gestrichen.

Ich geh ja nicht in die Kirche, aber dort heißt es: Der Mensch ist Staub und wird zu Staub.

Das kann man auch so sagen: Der Mensch ist Natur und wird Natur.

Dass mir der Garten so am Herzen liegt, hängt sicher mit meiner Kindheit zusammen.

Meine Mutter hatte immer einen großen Garten, mit Kartoffeln und allem drum und dran.

Wenn wir nicht diesen Garten gehabt hätten, wären wir nach dem Krieg verhungert.

Das hat meine Mutter oft gesagt.

Fünf Kinder, der Vater bei der Eisenbahn, das waren keine rosigen Zeiten.

Aber dann ist es bald besser gegangen.

Als ehemaliger Maurer hat mein Vater neben der Arbeit einen Rohbau nach dem anderen aufgestellt.

Sie waren da so eine richtige Eisenbahner-Partie.

Freizeit haben sie ja genug bei der Bahn.

Aber wenn er nicht so fleißig gewesen wäre, wären wir nie durchgekommen.

Mit fünf Kindern und dem Gehalt von der Bahn.

Aber meine Eltern waren tüchtige Leute.

Gut, die Rechnung hat mein Vater präsentiert bekommen.

Mit dreiundfünfzig ist er eines Morgens nicht mehr aufgewacht.
Im Schlaf hat ihn der Schlag getroffen.
Sicher ein Tod, wie man ihn sich nur wünschen kann.
Aber nicht in dem Alter.
Keinen Tag von der Pension hat er auskosten können.
Total zusammengeschieden.
Alles für die Familie.
So waren die Menschen früher.
Wenn er nicht bei der Bahn gewesen wär, wär er noch früher umgefallen.
Die Anstellung bei der Bahn war für ihn die reinste Erholung.
Er hat viele Nachtdienste gemacht.
Und unterm Tag war er auf dem Bau.
Das geht natürlich an die Substanz.
Jahrelang ohne Schlaf, mehr oder weniger, und dann eines Tages, als das Ärgste schon vorbei war, wacht er nicht mehr auf.
Das Schicksal kennt keine Gnade – mit niemandem und mit nichts.
Mit uns war der Vater mehr als streng.
Aber wir hatten Respekt vor ihm.
Ein Wort hat genügt und wir haben pariert.
Auch die Mama.
Da hat es nichts gegeben.
Da ist die Eisenbahn drübergefahren.
Aber er war gerecht.
Meine Mutter hat immer gesagt, dass ich von allen Kindern am meisten nach ihm geraten bin.
Mein Vater war ein einfacher Mann.
Ich denke heute noch oft an ihn.
Er war ein guter Mensch und ist immer den geraden Weg gegangen.
Als er die Augen für immer zugemacht hat, da konnte

er jedenfalls mit ruhigem Gewissen in den Spiegel schauen.

Das hab ich mir für mein Leben auch zum Ziel gesetzt. Immer das Gesicht bewahren.

Wenn's bei mir einmal so weit ist, dann möchte ich auch mit ruhigem Gewissen in den Spiegel schauen können.

Darauf kommt es in einem Menschenleben an.

Der Karl sagt immer, Arschlöcher gibt's genug auf der Welt, aber Menschen mit einem aufrechten Gang sehr wenige.

So ist es.

13

Letzte Woche war ich auf der Messe in Salzburg.

Manchmal, wenn der Chef mich braucht, dann helfe ich ihm aus.

Vor allem bei Messen und solchen Veranstaltungen.

Dafür braucht man das richtige Gespür.

So etwas hat man oder man hat es nicht.

Ein guter Handelsreisender muss das haben, sonst kann er einpacken.

Ich will keine großen Sprüche klopfen, aber mein Chef sagt immer zu mir: So einen Burschen wie den Richter Schorschi gibt's kein zweites Mal.

Der Chef hat immer gewusst, was er an mir hat.

Wir waren ja wie zwei Freunde.

Wenn ich ihn nach der Scheidung nicht gehabt hätte, dann stünde ich heute auf der Straße, so hätten die mich abgenegert.

Aber mein Chef ist selber ein gebranntes Kind.

Drei Scheidungen.

Er hat zu mir gesagt, Schorschi, für dich bin ich zu jeder Schandtät bereit.

Ich hätt mich blöd gezahlt, wenn ich ihn nicht gehabt hätte.

So hat er mich halt zum Großteil schwarz ausbezahlt, damit meine Alte durch die Finger schaut.

Sie hat ja alles versucht.

Aber bei uns hat sie auf Granit gebissen.

Ich kenne jede Menge Männer, die durch ihre Scheidungen ein Vermögen verloren haben.

Einige sind so neger, dass sie nicht noch mehr neger sein könnten.

Da hat dieser Vampir von Frauenministerin ganze Arbeit geleistet.

Dieser Vampir hat bei den Weibern ja nur deshalb so viel Zustimmung genossen, weil alle Frustrierten auf ihrer Seite waren.

Und der Großteil der Weiber ist ja ein Haufen Frustrierter.

Die kann man alle vergessen.

Das ist die Wahrheit.

Ich weiß, wovon ich rede.

Da macht mir keiner was vor.

Ich hab zu viel gesehen und zu viel erlebt.

Tag und Nacht müsste man vor denen auf den Knien liegen und dann wäre das auch noch zu wenig.

Was meine Ex-Frau alles gefordert hat.

Aber bis auf die Wohnung hat sie durch die Finger geschaut.

Da bin ich trotz allem mit einem blauen Auge davon gekommen.

40 Bei dem Einkommen damals hätte ich ganz schön was abgelegt.

Gott sei Dank ist mir da der Chef zur Seite gestanden.

Drum helfe ich ihm auch jetzt noch immer, wenn er mich braucht.

Außerdem sind's auch immer ein paar Euro.

Als Pensionist kann man jeden Euro gut gebrauchen.
In Salzburg hat sich's dann wieder einmal so richtig
abgespielt.

Nach Salzburg auf die Messen bin ich immer gern
gefahren.

Wenn ich nach Salzburg auf eine Messe fahre, dann
steige ich immer im Hotel „Himmelreich“ ab.

Das war schon immer so.

Im „Himmelreich“ steigen auch alle anderen Handelsrei-
senden ab, einfach weil der Preis und die Leistung noch
stimmen.

Sie sind zwar nicht billig, aber wir haben einen eigenen
Tarif, als Handelsreisende.

Allein der Portier im „Himmelreich“ ist den Preis schon
wert.

Er gehört im „Himmelreich“ bereits zum Mobiliar.

Er kennt die besten Hasen von ganz Salzburg und macht
die Augen zu, wenn man eine mit aufs Zimmer nimmt.

Er schweigt wie ein Grab.

Am Abend spielt im „Himmelreich“ eine Achtmann-
band, live.

Wo gibt es so etwas sonst noch?

Natürlich hab ich diese Woche die Kapelle nie gehört,
denn so eine Messe hat es in sich.

Nie ins Bett und Alkohol in rauen Mengen.

Aber am nächsten Tag muss man wieder zu 150 Prozent
auf der Höhe sein.

Das sind eben die Messen.

Ein Blick wie ein Autobus.

Diese Woche hab ich keine zehn Stunden geschlafen.

Ohne Medikamente und ohne Augentropfen würde man
schön aus der Wäsche schauen.

Diese Messen gehen einem an die Nieren, aber bei mir
schlägt sich's aufs Kreuz.

Manchmal hab ich kaum grad dastehen können.

Aber da heißt es die Zähne zusammenbeißen.
Außerdem wird's auch sonst von Jahr zu Jahr immer
schwieriger.
Mein Chef denkt auch schon ans Verkaufen, obwohl die
Firma gut läuft.
Sicher war es früher leichter.
Da schneite es förmlich das Geld beim Fenster herein.
Heute ist die Konkurrenz riesig, obwohl die Verpackungs-
branche noch immer eine Wachstumsbranche ist.
Wir haben uns ganz auf Verpackungen spezialisiert.
Vor allem Plastik.
Heute wird ja alles verpackt.
Sogar die Leichen in der Anatomie draußen sind mit
unseren Folien verpackt.
Aber der Chef denkt trotzdem ans Verkaufen.
Früher oder später werd ich ohnehin von einem Großen
geschluckt, sagt er immer.
Da mach ich mir lieber noch so ein paar schöne Jährchen.
Er verhandelt mit einem deutschen Konzern.
Vielleicht sind wir heuer das letzte Mal in Salzburg, hat
der Chef lachend gemeint.
Ganz so ernst, ist mir vorgekommen, hat er's aber nicht
gemeint.
Wie auch immer, diese Woche hatte es in sich.
Das geht an die Substanz.
Und dazu noch meine Frau im Krankenhaus.
Ich hab sie gar nicht besuchen können.
Totaloperation.
Maschine kaputt.
Damit ist alles gesagt.
Aber da kann man nichts machen.
In letzter Zeit war es einfach zu viel für sie.
Zuerst das mit den Russen und der Verwandtschaft, vor
allem diesem halbseidenen Stiefsohn.
Dann noch der Tod der Tante.

Das ist ihr sehr nahe gegangen.
Obwohl es das Beste für die Tante war.
Vom Leben hatte sie nichts mehr.
Die arme Frau hat gelitten genug.
Die meiste Zeit war sie ja gar nicht mehr bei sich.
Total verloren und weggetreten.
Jetzt hat sie es überstanden.
Aber die Frau hat das doch alles sehr belastet.
Drum ist sie auch so schlecht beisammen.
Bei ihr hängt das Ganze mit der Psyche zusammen.
Eigentlich bin ich froh, dass ich nicht ins Krankenhaus
musste.
Allein wenn ich diesen Geruch in die Nase bekomme,
dann ist bei mir aus.
Wenn's irgendwie möglich ist, drück ich mich vor jedem
Besuch im Krankenhaus.
Wegen Salzburg ist das gut gegangen.
Morgen krieg ich sie ja wieder heim.
Jeden Tag hab ich mit ihr telefoniert.
Einen Fernseher hat sie auch dort.
Sogar einen Videorecorder.
Heut kann ich nicht zu ihr, so wie ich beisammen bin,
denn gestern war es auch wieder spät.
Fast vier Uhr.
Ein Wahnsinn, normal.
Das war so richtig die Draufgabe auf Salzburg.
Noch dazu mit dem Auto und der Kellnerin vom Mona
Lisa.
Sicher, wenn sie mir heute den Führerschein nehmen,
dann komme ich ohne Probleme über die Runden.
Früher wär's eine Katastrophe gewesen.
Dreimal haben sie mich erwischt.
Einmal drei Monate.
Drei Monate ohne Deckel unterwegs zu sein, ist nicht
gerade nichts.

Aber was hätte ich machen sollen?
Die Familie, die Kinder wollten etwas zu essen.
Von denen interessiert sich keiner, ob du einen Führer-
schein hast oder nicht.
Gott sei Dank haben sie mich nicht erwischt.
Heut muss ich unbedingt noch ins Reisebüro.
Wegen dem Geburtstagsgeschenk für den Karl.
Der wird vielleicht Augen machen, wenn sein Geburts-
tagsgeschenk vor ihm steht.
Der Flug und diese Woche, das kostet schon ein ganz
nettes Sümmchen.
Aber für den Karl reut mich kein Euro.
Außerdem zahlen wir ja zu fünft, da trifft's jeden nicht
so viel.
Den Karl mögen ja alle.

Epilog

Jetzt reicht's aber.
Irgendwann ist es überall einmal soweit.
Auch wenn's mich im Grunde eigentlich nichts angeht.
Was heißt, nichts angeht, natürlich bin ich auch betrof-
fen, wenn meine Frau betroffen ist, obwohl ich sie von
allem Anfang an gewarnt hab.
Ich hab sofort einen Rechtsanwalt eingeschaltet.
Koste es, was es wolle, und wenn die ganzen Sparbücher
draufgehen.
Diesem Stiefsohn werden wir schon in die Schuhe hel-
fen, wenn er glaubt, er kann meine Frau verleumden.
Natürlich hat er auch eine Klage wegen Rufschädigung
hängen mit Schadenersatzansprüchen.
Schließlich ist man wer und lässt sich nicht von jedem
Dahergelaufenen mit Dreck bewerfen.
Das habe ich nicht notwendig.

Der Stiefsohn ficht das Testament an wegen dem Haus
und der angeblich fehlenden Sparbücher.
Diese Frechheit muss man sich einmal vorstellen.
Sein Lebtag hat dieser Schmarotzer nur auf Kosten anderer
gelebt und jetzt stellt er auch noch Ansprüche.
Jedenfalls, wenn es noch ein Recht geben würde, ja, aber
wir leben in Österreich ...
In Österreich ist es bereits so weit, dass die Schmarotzer
das Sagen haben.
Die Russenmafia und die Sandhasen, die bestimmen in
Österreich.
Wenn man sieht, wie es mit Österreich bergab geht,
dann könnte einem das Herz wehtun.
Irgendwie hängt man an diesem Land.
Schließlich war ich am Aufbau beteiligt.
Auch wenn man nur ein kleines Rädchen im Getriebe war.
Immer ist es bergauf gegangen.
Früher.
Aber der Wohlstand hat den meisten nicht gut getan.
Der Wohlstand hat das Land ruiniert.
Die Russen und die Schmarotzer breiten sich immer
mehr aus.
Mit jedem Tag.
Wie in meinem Gemüsegarten.
Und anstatt dem einen Riegel vorzuschieben, wird dieses
Gesindel von oben noch unterstützt.
Die Fleißigen und Ordentlichen sind inzwischen die
Trottel.
Wie auch meine Frau.
Aber ich hab sie gewarnt.
Fürs Gutsein bist du nur der Blöde.
Kein Mensch hat sich um die Tante gekümmert, als es ihr
dreckig ging.
Aber jetzt, wo es ums Abkassieren geht, steht er da, der
Herr Stiefsohn.

Die Tante würde sich im Grab umdrehen.
Gott sei Dank braucht sie das nicht mehr mitzuerleben.
Sie hat schon gewusst, warum sie das Testament so geschrieben hat, wie es geschrieben ist.
Sie war sich völlig klar darüber, dass dann alles in kürzester Zeit in Lokalrunden aufgegangen wäre, wenn sie es nicht umgeschrieben hätte.
Mit dieser Saubande, hat der Karl gesagt, muss aufgeräumt werden.
Aber wer bitte soll mit denen aufräumen?
Auf jeden Fall nicht die jetzigen Fasler, die da an der Macht sind.
Das Einzige, was die können, ist den kleinen, fleißigen Mann traktieren.
Ihm die Windeln und die Betteinlagen wegnehmen.
Oft wundere ich mich nicht, dass Bomben geworfen werden.
Wenn man andauernd traktiert wird, dann kann man am Ende nur noch Bomben werfen.
Aus reiner Notwehr, man wird geradezu dazu gezwungen.
Man muss sich wundern, dass nicht noch mehr Bomben in die Luft gehen.
Sonst kann man sich ja nicht mehr wehren, da in Österreich.
Diese Russen und dieses Schmarotzertum kann man ja nur noch mit radikalen Mitteln in den Griff bekommen.
Eine Führung mit harter Hand.
Eine richtige Naturgewalt.
Ohne Naturgewalt kann dieses Land nicht mehr in Ordnung gebracht werden.
Die einzige Hoffnung für jemanden wie mich ist so eine Naturgewalt.
Ohne so eine Naturgewalt wird es keine Zukunft geben für dieses Land.

Für Österreich.

Als Einzelner ist man gegen diese Mafia aufgeschmissen.

Das ganze Lebenswerk wird einem ruiniert.

Da weiß ich, wovon ich rede.

Wenn ich es nicht genau wüsste.

Anders geht da nichts mehr.

Nur noch mit einer radikalen Naturgewalt.

Ich hab gesehen und erlebt genug.

Mir macht keiner mehr was vor.

Ruhe sanft im Trommelfeuer

Walter war vier Jahre älter als ich. Er wuchs in der Nachbarschaft auf, aber da er älter war, hatten wir während unserer Kindheit nicht viel Kontakt miteinander. Außerdem hatte ich großen Respekt, eigentlich schon Angst vor ihm, denn einmal hat er mir einen riesigen Schrecken eingejagt. Ich war damals vielleicht zehn, elf Jahre alt, als ich mit einigen anderen Kindern bei ihm zuhause in seinem Zimmer war. Walter hielt eine geschlossene Blechdose in seinen Händen und grinste übers ganze Gesicht, während er sie mir herüberreichte und mich aufforderte, sie zu öffnen. Das machte ich auch, ohne mir etwas dabei zu denken. Kaum hatte ich aber den Deckel heruntergenommen, schaute der winzige Kopf einer Schlange heraus. Geschockt ließ ich die Dose fallen und lief unter dem Gelächter der anderen Kinder zur Tür hinaus und flüchtete nach Hause zu meiner Großmutter. Natürlich wusste ich damals nicht, dass es sich bei der vermeintlichen Schlange nur um ein harmloses Blindschleichen gehandelt hatte. So bin ich nach diesem Erlebnis Walter vorsichtshalber aus dem Weg gegangen.

Nach der achtjährigen Pflichtschule begann Walter eine Lehre als Schlosser, die er nach zwei Jahren abbrach, als er bei einem Arbeitsunfall einen Splitter ins rechte Auge bekam und dabei fast die gesamte Sehkraft auf dieser Seite verlor. Danach fand Walter eine Anstellung als Hilfsarbeiter in einer kleinen Firma, wo sie Kondensatoren herstellten. Die Arbeiter dort waren im ganzen Dorf wegen des intensiven süßlichen Geruches bekannt, der in ihrer Arbeitskleidung, in ihrer Haut und ihren Haaren steckte.

Walter hatte ein Faible für Waffen und für den Zweiten Weltkrieg. Immer hatte er Pistolen, Gewehre, Säbel und

Dolche in seiner Wohnung, und an den Wochenenden ballerte er gerne mit Kollegen im aufgelassenen Steinbruch am Rand des Dorfes durch die Gegend. Auch im Betrieb schoss er während der Mittagspausen immer wieder durch die Halle. Dabei schaltete er die Kompressoren ein, damit man die Schüsse nicht hören konnte. Einmal pfiﬀ ein Querschläger knapp an seinem Kopf vorbei. Das jagte ihm einen derartigen Schrecken ein, sodass er die Schießübungen in der Firma einstellte.

Walters Vater hieß Theo und war ein verrückter Kerl. Als der Krieg bei uns zu Ende und verloren war – für ihn bedeutete das Ende des Krieges keine Befreiung –, wollte er sich nach Japan absetzen, um dort mit den japanischen Soldaten gegen Amerika weiterzukämpfen. Von Beruf war er Maurer, aber bald nach dem Krieg brachte ihn ein Freund zur österreichischen Eisenbahn. Da wurde er als Schaffner angestellt. Das war eine Beschäftigung, die ganz und gar nicht zu ihm passte. Bald hängt er deshalb diesen Job an den Nagel, oder, genauer gesagt, er wurde fristlos entlassen. Nach seiner Entlassung arbeitete er wieder als Maurer bei den verschiedensten Bauﬁrmen in der Umgebung. Theo war ein fleißiger und auch trinkfester Maurer. Er war glücklich mit seiner Frau, und 1949 kam Walter als erstes von vier Kindern auf die Welt.

50 Mitte der Sechzigerjahre erwarb er ein kleines Grundstück im Äuele, wo er bald darauf mit dem Hausbau begann. Als der Rohbau fertig war, sagte eines Tages der Lehrherr von Walter, dass er sofort nach Hause fahren müsse, etwas Schreckliches sei passiert. Auf seinem Moped kam er nach Hause, wo bereits der Nachbar auf ihn wartete. Seine Mutter saß weinend in der Küche und die Nachbarsfrau sagte zu Walter, dass der Vater vergangene Nacht von einem Auto überfahren worden war. Theo war nach einem Wirtshausbesuch auf dem Weg

nach Hause, da erfasste ihn das Auto und schleuderte ihn in die Wiese. Der Lenker beging Fahrerflucht, wurde aber bald darauf ausgeforscht und auch zu einem Jahr Zuchthaus verurteilt.

Im ersten Moment und auch in den folgenden Wochen wäre Walter bereit gewesen, diesen Autofahrer mit einer seiner Waffen umzulegen. Nachdem der Todesfahrer aus dem Gefängnis entlassen worden war, traf Walter ihn einmal zufällig in einem Wirtshaus. Er fixierte ihn eine Zeitlang, ehe er aufstand und wortlos verschwand.

Nach dem Unfall stand die Mutter von Walter mit vier Kindern, drei davon noch schulpflichtig, und einem halbfertigen Haus da. Obwohl sie von verschiedensten Seiten Angebote für den Verkauf des Hauses bekam, schaffte sie es durch ihren Fleiß und mit Hilfe von Verwandten, das Haus fertigzustellen und daneben auch die Kinder großzuziehen. Aus allen vieren wurden anständige, fleißige Menschen.

Maria war eine ausgesprochen schöne Frau und an Verehrern hätte es keineswegs gefehlt, aber sie blieb zeitlebens ohne eine weitere Beziehung zu einem Mann. Ihre ganze Kraft verwandte sie darauf, ihre Familie durchzubringen.

Trotz ihrer Schönheit lag auf ihrem Gesicht immer eine Trauer, die ihr Würde und Unnahbarkeit verlieh. All die Jahre habe ich Maria selten zusammen mit anderen Menschen gesehen, meistens war sie alleine, höchstens mit einer ihrer Schwestern unterwegs.

Walter wurde oft mit seinem Vater verglichen, sowohl was das Aussehen betraf als auch seine Verrücktheit. Walter saß oft stundenlang in seinem Zimmer und studierte Bücher über den Zweiten Weltkrieg, den Russlandfeldzug, den Einmarsch in Polen, über General

Rommel und El Alamein oder über die Besetzung von Paris. Im Fernseher schaute er sich jede Dokumentation über den Zweiten Weltkrieg an. Wenn er Soldaten in Reih und Glied aufmarschieren sah, dann lief es ihm kalt den Rücken hinunter. In den Wirtshäusern wurde zu jener Zeit andauernd über den Krieg diskutiert und vor allem gestritten. Allein in unserem Dreitausendseelennest waren nicht weniger als 125 Menschen nicht mehr aus dem Krieg zurückgekehrt. Unvorstellbar war das Leid der Angehörigen und unvorstellbar auch der psychische Zustand all jener Burschen, die als blutjunge Menschen in diesen Wahnsinn gezwungen worden waren und irgendwie mit diesen Erfahrungen, diesen Traumatisierungen fertigwerden mussten.

Walter gehörte nicht zu jenen Wirrköpfen, die den Krieg verherrlichten, aber er diskutierte an den Stammtischen mit und vertrat die Meinung, dass er mit voller Begeisterung dabeigewesen wäre, wäre er damals schon auf der Welt gewesen. Natürlich nahmen ihn jene, die wirklich im Krieg waren, nicht für voll, wenn sich Walter auch viel dokumentarisches Wissen über den Zweiten Weltkrieg angeeignet hatte.

Zudem wurde Walter mit seinen Ansichten auch deswegen nicht besonders ernst genommen, weil er für damalige Zeiten ziemlich langes Haar trug. Der Spruch „lange Haare – kurzer Verstand“ war in den Wirtshäusern, wo vor allem einfache Arbeiter verkehrten, zwar nicht bekannt, aber trotzdem wurde Walter nach diesem Motto behandelt. Nicht selten musste er sich den Spruch „Lass dir die Haare schneiden, bevor du weiter so klug daherredst!“ anhören. Das brachte Walter zur Weißglut, denn seine Haare waren ihm heilig. Er war von der in England aufkommenden Popmusik und deren Musikern wie elektrisiert. Überall, im Fernsehen, im Radio, in Zeitungen und Illustrierten stöberte er nach Informatio-

nen aus dieser Welt. Sein Zimmer war volltapeziert mit seinen Popidolen, er hatte sich auch einen Plattenspieler gekauft und die gängigen LPs, die andauernd in voller Lautstärke liefen, wenn er daheim war.

Einmal fuhren Walter und zwei seiner Freunde mit ihren Mopeds über den Arlberg nach Bregenz zu einem Popkonzert. Am Freitag fuhren sie los und am Sonntag kehrten sie total begeistert zurück. Sie hatten nur wenig Geld und das Wenige gaben sie für Alkohol und nicht für Essen aus. Bei der Rückfahrt plagte sie der Hunger. Einmal hielten sie kurz an, weil einer dringend eine Toilette brauchte. Aber sie fuhren unverrichteter Dinge weiter, weil Walter seinem Freund den Rat gab, kein Klo aufzusuchen, da der Hunger nachher noch größer sein würde. Das leuchtete dem Freund ein.

Als der Unfalltod vom Rolling Stone Brian Jones, der in seinem Swimmingpool ertrunken war, auch in unserem Dorf bekannt wurde, waren Walter und seine zwei Freunde so betroffen, dass sie sich an jenem Wochenende mit Silberfarbe Kreuze auf die Brust und den Rücken malten und um Mitternacht mit nacktem Oberkörper einige Runden über den Ortsfriedhof drehten.

Jeden Tag nach Arbeitsschluss kehrten Walter und einige Arbeitskollegen im Gasthof „Brücke“ ein. Hier arbeiteten meistens Mädchen aus der Steiermark als Kellnerinnen. Bei denen machte Walter oft einen Stich, weil er mit seinem Auftreten der Wildeste unter seinen Freunden war. Auch warnten seine Freunde die Mädchen immer vor Walter, was ihn aber für diese nur noch interessanter machte.

53

Einmal entstand mit Renate, einer dieser Kellnerinnen, eine ernsthafte Beziehung. Sie zog auch zu ihm nach Hause. Nach einigen Monaten wurde Renate schwanger, aber Walter wollte kein Kind. Sie sollte es wegnachen

lassen. Dadurch kam es zum Bruch zwischen ihnen und bald darauf verlor Renate das Kind. Dann zog sie aus dem Dorf weg.

Ein andermal lernte Walter ein türkisches Mädchen kennen, dessen Vater als Fremdarbeiter bei einer Bau-firma tätig war. Sie hatte sich heftig in ihn verliebt, aber es musste wegen ihrer Familie alles geheim bleiben. Walter bedrängte sie so lange, bis sie nachgab und ihre Unschuld verlor. Wenige Wochen nachher wurde er spätnachts auf dem Heimweg von einigen Männern krankenhausreif geprügelt. Die Männer sprangen aus einem Auto, schlugen ihn nieder, traten auf ihn ein und ließen ihn neben der Straße liegen. Walter wurde mit der Rettung ins Krankenhaus gebracht, konnte aber keine Angaben machen und hätte auch bei der Polizei keine machen wollen.

Mit den Dorfgendarmen stand Walter eigentlich immer auf Kriegsfuß. Andauernd wurde er auf seinem Moped angehalten und oft musste er Strafen bezahlen, wo sie bei anderen ein Auge zuge drückt hätten.

Einmal wurde im Dorf in ein Lebensmittelgeschäft eingebrochen. Es wurden Alkoholika, Wurststangen und Speckschwarten gestohlen. Am nächsten Vormittag standen zwei Dorfgendarmen bei Walter vor der Haustür und läuteten. Die Mutter öffnete. Ein Gendarm fragte, ob Walter zuhause wäre, aber Walter war in der Arbeit. Die Mutter wollte wissen, was los sei. Ein Gendarm meinte, dass sie zwar keinen Hausdurchsuchungsbefehl hätten, dass aber Walter unter Verdacht stünde, an einem Einbruch beteiligt gewesen zu sein. Die Mutter fiel aus allen Wolken. Sie könne aber mithelfen, den Verdacht zu entkräften, sagte ein Gendarm, wenn sie ihnen erlauben würde, in Walters Zimmer Nachschau halten zu dürfen. Völlig eingeschüchtert ließ sie die Gendarmen ins Haus.

Normalerweise hatte Walter natürlich immer alle seine Waffen im Zimmer. Zum Glück war das an diesem Tag nicht so. Nur in einer Schublade fanden die Gendarmen eine alte, verrostete Pistole, die nicht mehr funktionsfähig war. Vom Diebesgut entdeckten sie nichts, damit hatte Walter natürlich nichts zu tun. Die Pistole aber nahmen sie mit und sagten zur Mutter, dass sich Walter bei ihnen zu melden hätte. Über die Relikte aus dem Dritten Reich, die Hitlerfahne, die Kriegsabzeichen, die Kriegsbücher, den Totenkopf mit dem Stahlhelm wunderten sich die beiden Dorfgendarmen zwar, aber fanden daran keinen weiteren Anstoß.

Schon am nächsten Tag ging Walter auf den Gendarmarieposten. Natürlich wusste er, dass es um die Pistole ging, und er wollte wissen, was diese Vorladung sollte, denn es sei doch offensichtlich, dass die Pistole nicht mehr zu gebrauchen sei. Woher er sie habe, wurde er gefragt. Er habe sie gefunden und mit nach Hause genommen. Was er damit vorgehabt habe? Nichts wollte er damit, antwortete er. Das Gespräch drehte sich im Kreis, ehe auch den Gendarmen klar wurde, dass die Suppe für eine Anzeige oder eine Strafe zu dünn sei und sie ihn wieder nach Hause gehen ließen. Sie forderten ihn jedoch auf, dass er hinkünftig, wenn er wieder derartige Dinge finden würde, diese bei ihnen abzugeben hätte.

Walter war außer sich vor Wut gewesen, als ihm die Mutter von den Verdächtigungen wegen des Einbruches erzählt hatte. Diesen Vorwurf wollte er nicht so ohne Weiteres auf sich sitzen lassen. Wenige Tage später, an einem Samstagnachmittag, nachdem Walter schon den ganzen Vormittag in der „Brücke“ gesessen war, machte er sich auf den Weg zur Gendarmerie. In der Tasche seiner Jacke hatte er eine scharfe Handgranate, die er sich von

einem Bekannten besorgt hatte. Ziemlich betrunken betrat er das Amtsgebäude, holte die Handgranate heraus, spielte vor den Augen der Gendarmen mit dem Splint, sodass die Gesetzeshüter in Deckung sprangen und schrien, er soll die Granate sofort hinlegen. Walter machte das dann auch, ehe die erschrockenen Männer vorsichtig aus ihrer Deckung kamen. Danach meinte Walter, dass er ja nur so gehandelt habe, wie sie es von ihm verlangt hatten.

Im Betrieb begann eine junge Frau zu arbeiten, die Walter vom Sehen her kannte. Ihr Vater war ein kleiner Beamter bei der Post und ein Zeuge Jehovas. Karoline verliebte sich in Walter und es dauerte nicht lange, ehe sie zusammen waren.

Karoline war ein anständiges Mädchen und sie weigerte sich lange, mit Walter intim zu werden. Sie nahm diese Beziehung sehr ernst, Walter war für sie der Traummann. Als sie schwanger wurde, war es für sie ganz selbstverständlich, dass sie heiraten würden. Walter wehrte sich anfangs, aber erfolglos. Karoline verlangte von Walter, dass er zu ihrem Vater gehe und um ihre Hand anhalte.

Als Walter den Vater besuchte, saß dieser in einem Ohrensessel. Nach der Begrüßung fragte er ihn: „Was ist Ihr Begehrt?“ Genau diese Formulierung wählte der Vater, und Walter blieben diese Worte noch jahrelang in Erinnerung.

56 Den ersten Ehekrach gab es bereits am ersten Wochenende nach der Hochzeit, weil Walter am Sonntagvormittag zum Frühschoppen gehen wollte. Walter war in den vorangegangenen Jahren jeden Sonntagvormittag zum Frühschoppen gegangen. Schließlich ging er dann an diesem Tag doch nicht.

Walter empfand die Ehe, die er nicht gewollt hatte, als ob er von jenem Leben, das er führen wollte, endgültig

abgetrennt worden wäre. Seine Tochter kam zur Welt und seine Unzufriedenheit über die Unfreiheit, in die er gezwungen worden war, wurde immer größer. Mit der neu gegründeten Familie wusste er nichts anzufangen.

Er lernte ein Mädchen in der Firma kennen. Einmal trieb er es mit ihr in der Nacht in einem Maisfeld. Als Karoline die schmutzige Kleidung entdeckte, raste sie vor Eifersucht. Sie wollte wissen, mit wem er sie betrogen habe. Natürlich stritt Walter alles ab. Aber Karoline ließ nicht locker. Eines Tages war eine Pistole aus der Wohnung verschwunden und Karoline drohte, ihm im Schlaf den Schwanz wegzuschießen, wenn er nicht endlich zugeben würde, dass er sie betrogen habe. Walter ging auf sie los und wollte mit Gewalt seine Pistole zurückhaben. Er schlug ihr mit der flachen Hand ins Gesicht. Unter Tränen gab sie ihm die Waffe zurück und er gestand, dass er mit einem anderen Mädchen etwas gehabt hatte.

Die Scheidung ging sehr schnell über die Bühne, weil Walter mit allen Forderungen von Karolines Rechtsanwalt einverstanden war. Ihr wurde die gemeinsame Wohnung im Elternhaus zugesprochen und Walter hatte den üblichen Unterhalt zu bezahlen. Karoline verließ sofort nach der Trennung die Wohnung und vermietete sie weiter. Walter konnte vorübergehend in der Wohnung seiner Mutter unterkommen, ehe er dann einen Kellerraum bezog.

Nach seiner Scheidung ging es Walter unheimlich auf die Nerven, wenn er im Wirtshaus oder sonst irgendwo immer darauf angesprochen wurde und ihm gesagt wurde, dass er sich über den Tisch ziehen hätte lassen. Er wollte nichts mehr davon hören. Er hätte nicht kampfflos alles, was sein Vater und vor allem seine Mutter unter härtesten Bedingungen aufgebaut hatten, aufgeben dürfen, hieß es stets. Ihr ganzes Mitleid galt Walter's Mutter,

die nun in ihrem Haus eine fremde Partei als Untermieter drinnensitzen hatte.

Mitte der Siebzigerjahre übernahm ein älterer Herr und Kunstfreund mit seiner Partnerin das Sportcafé im Dorf. Sehr schnell wurde dieses Lokal zum Treffpunkt für Jugendliche, Schüler, Studenten, lokale Künstlergrößen und für Figuren, die ein wenig schräger unterwegs waren und nicht so recht in die üblichen Wirtshäuser passten.

Dort traf ich Walter in diesen Tagen regelmäßig. Er war damals achtundzwanzig Jahre alt. An sein Alter erinnere ich mich deshalb so genau, weil er immer behauptete, dass sein Leben bereits gelaufen sei. Ich war zu der Zeit psychisch auch nicht besonders gut drauf und fühlte mich darum zu Walter und seinem Lebenspessimismus sehr hingezogen. Ich studierte auf der Universität eher halbherzig und war überzeugt, dass das Leben völlig sinnlos wäre. Walter arbeitete damals als Hilfsarbeiter in einer Waschmittelfabrik. Wir saßen und tranken oft bis nach Mitternacht, wobei ich den Vorteil hatte, dass ich am nächsten Tag ausschlafen konnte, da ich es mit dem Studium nicht allzu genau nahm. Mit von der Partie war auch häufig Manfred, ein alter Freund Walters.

Wie ich dort erfuhr, hatten die beiden eine Zeit lang gemeinsam Transzendente Meditation betrieben. Immer wieder fuhren sie in die Stadt in ein Zentrum, wo sie ihre Übungen machten. Einmal waren sie sogar dem Maharishi Mahesh Yogi begegnet, der sie restlos begeistert hatte.

58

Manfred war von Beruf Fliesenleger, konnte diesen Beruf aber nicht mehr ausüben. Bei einem Motorradunfall hatte er eine schwere Knieverletzung davongetragen. Sein rechtes Knie konnte er nur noch sehr eingeschränkt abbiegen. Von der Versicherung erhielt er eine

ansehnliche Summe, weil er an dem Unfall unschuldig gewesen war. Damals war Manfred gerade dabei, das Geld, das er von der Versicherung erhalten hatte, aufzubrauchen.

Dass sich die beiden ernsthaft mit Transzendentaler Meditation beschäftigten, beeindruckte mich, weil sie nicht zu den Intellektuellen gehörten, denen ich das eher zugetraut hätte, sondern zwei ganz einfache Typen waren, natürlich mit entsprechender Schiefelage.

Ich setzte mich damals mit Beatliteratur auseinander, Kerouac, Corso, Ginsberg, Burroughs, Bukowski und all diesen seltsamen Typen. Einmal gab ich Walter *On the Road* zu lesen. Er war von diesen irrsinnigen Typen, vor allem von Neal Cassady, begeistert und er meinte, dass er sicher mit diesen Kerlen beisammen gewesen wäre, wenn er die Möglichkeit dazu gehabt hätte. Manfred war weniger angetan, auch wenn ihm die eine oder andere Geschichte oder Episode gefiel, vor allem, weil Walter davon begeistert war.

Einmal saßen wir bis tief in die Nacht in Manfreds kleiner Wohnung und vernichteten so ziemlich alle Alkoholvorräte, und das waren nicht wenige. Außerdem verspeisten wir Speck und andere gute Sachen, denn der Kühlschrank von Manfred war gut gefüllt, darauf legte er großen Wert und er hatte auch das nötige Kleingeld dafür. Ich fragte ihn, warum er Transzendente Meditation betrieb, obwohl ich überzeugt war, dass er es nur wegen Walter machte. Manfred kam sofort ins Schwärmen, wenn er von den großen Meistern und Gurus sprach, die mit ihrer Transzendentalen Meditation schon so weit gelangt waren, dass sie die Schwerkraft aufgehoben hätten. Indische Gurus würden in ihrer Vollendung mit gekreuzten Beinen über dem Boden schweben, völlig frei und ohne Bodenhaftung, und einige ganz große Meister seien schon durch Betonwände marschiert, weil

es für sie keine Materie als Hindernis mehr geben würde. Manfred erheiterte mich ohne Ende und ich lauschte ihm, zwischendurch von Lachkrämpfen geschüttelt, und wenn ich in sein einfältiges, unschuldiges Gesicht blickte, dann waren auch für mich seine Münchhausengeschichten für einige Momente Realität. Walter war zu betrunken, um uns zu folgen, auch wenn er zwischendurch immer wieder meinte: „Manfred, bitte red keinen Scheißdreck.“ Aber Manfred glaubte seine Geschichten selbst und darum entsprachen sie an diesem Abend auch der Wahrheit, und er war ja ehrlich genug zu sagen, dass er von diesen großen Meistern, die die Schwerkraft und die Materie bereits überwunden hätten, noch meilenweit entfernt wäre. Jedoch hätte er auch schon eine Stufe erreicht, wo er eine ganze Nacht lang durchsaufen könnte, um dann nach zwanzig, dreißig Minuten Meditation so frisch zu sein wie nach einem zehnstündigen Schlaf.

Trotz dieser hervorragenden Ergebnisse, die Manfred damit angeblich erzielte, konnte ich feststellen, dass die Transzendente Meditation immer mehr aus ihrem Leben verschwand, je öfter sie im Sportcafé auftauchten. Das fand ich gut, denn so musste ich nicht befürchten, dass auch sie die Schwerkraft und die Bodenhaftung verloren.

Walter betrieb die Transzendente Meditation ursprünglich sicher ernsthafter als Manfred. Einmal erzählte er mir, dass er nach so einer Sitzung das Zentrum verlassen hätte und für einige Momente nicht mehr wusste, wo er sich befand. Er glaubte, seine Identität verloren zu haben. Dieses Erlebnis erschreckte ihn so heftig, dass er das Interesse an der Transzendentalen Meditation immer mehr verlor.

Nach dem Verlust seiner Wohnung bezog Walter einen kleinen Kellerraum, den er seinen „Bunker“ nannte. Nur durch ein kleines Kellerfenster kam ein wenig Licht

herein, aber da Walter untermals ohnehin nie daheim war, war das für ihn nicht weiter von Bedeutung. Öfters nach der Sperrstunde sind wir in den Bunker weitergezogen, um unsere Gespräche dort fortzusetzen und Musik zu hören.

Der Bunker war ganz nach seinem Geschmack eingerichtet. Der Totenkopf mit dem Stahlhelm, die Hitlerfahne, die Kriegsbücher, jetzt auch Bücher von den Beatniks, ein großes Foto mit Neal und Jack, seine Musikkassetten und LPs und in der Mitte des Kellerloches sein ganzer Stolz, eine 100-Kilo-Bombe aus dem Zweiten Weltkrieg. Bei dieser Bombe handelte es sich um einen Blindgänger, der in den letzten Kriegstagen auf eine Eisenbahnbrücke abgeworfen worden, aber nicht explodiert war. Ein Bekannter von Walter hatte sie bei sich zu Hause im Garten viele Jahre stehen gehabt. Walter hatte schon immer ein Auge auf diese Bombe geworfen, und eines Tages schenkte ihm dieser Bekannte dieses grauenhafte Relikt, weil er Walters Verrücktheit in diesen Dingen kannte. Die Übergabe wurde entsprechend gefeiert. Inzwischen diente das angerostete Monstrum nicht nur als Blickfang im Bunker von Walter, sondern war auch als überdimensionaler Aschenbecher in Verwendung.

An einem Samstagvormittag traf ich Manfred zufällig im Supermarkt. Er hatte den Einkaufswagen prall gefüllt, auch zwei Kisten Bier und jede Menge anderer Alkoholika hatte er bereits im Auto verstaut. Für diesen Abend stand bei ihm zuhause ein großes Grillfest auf dem Programm, weil seine Eltern die Silberne Hochzeit feierten. Manfred war für den Materialnachschub zuständig. Bevor wir nach Hause fuhren, vereinbarten wir, dass wir noch einen schnellen Abstecher zu Walter in den Bunker machen wollten, um Nachschau zu halten, wie Walter den Freitag überstanden hatte.

Wir fanden Walter bei seiner Mutter, wo er in der Küche saß und Kaffee trank. Es war kurz vor zwölf. Wir gingen in den Bunker und begannen zu trinken. Zuerst holte Manfred das Bier noch flaschenweise, bis er dann die halbleere Kiste mitbrachte und auch eine Flasche Cognac, und als das Bier fertig war, holte er auch noch die zweite Kiste. Irgendwann waren wir so betrunken, dass Manfred am Stuhl einschlief. Walter krabbelte am Fußboden herum und suchte nach einer Kassette, die er in den Recorder einlegen wollte, was er aber nicht schaffte. Ich war so angeschlagen, dass ich mich ins Bett setzte, weil ich mich wegen des Karussells nicht hinlegen konnte. Aus einer Laune heraus hatte ich auch den Regenschirm aufgespannt, wahrscheinlich damit ich gegen weitere Flüssigkeiten immun wäre. In diesem Moment kam Walters Mutter ins Zimmer, besser gesagt wollte sie ins Zimmer kommen, denn ich erinnere mich noch bruchstückhaft an das entsetzte Gesicht von ihr, die beim Anblick der drei Verrückten sofort die Tür wieder zuschlug und nicht mehr öffnete. Irgendwann schien Manfred zu dämmern, dass zuhause eine Fete steigen sollte, und er machte sich wankend auf den Weg. Im Auto wurde ihm so schlecht, dass er sich übergeben musste und reflexartig die Scheibenwischer in Gang setzte, was aber nicht allzu viel nützte, um die Windschutzscheibe innen sauber zu bekommen.

Bei der Silbernen Hochzeit soll, soweit ich gehört habe, nicht unbedingt die beste Stimmung geherrscht haben. Jedenfalls soll Manfred von seinem Vater einige Arschtritte eingefangen haben, was Manfred aber nicht allzu stark spürte, weil er gut narkotisiert war.

Als Hilfsarbeiter verdiente Walter natürlich nicht besonders viel. Nach Abzug der Unterhaltszahlungen und dem Wirtschaftsgeld – das er ohnehin nur unregelmäßig

bezahlen konnte – blieb für ihn nicht mehr viel übrig. Auch wenn er keine großen Ansprüche stellte, so war jeder Monat, was sein Einkommen anlangte, entschieden zu lang. Der einzige Luxus, den er sich gönnte, waren die regelmäßigen Besuche im Sportcafé. Sein Konto war andauernd überzogen und ich erinnere mich an zahlreiche Canossagänge zur Raika, meistens am Freitagnachmittag. Vorher genehmigten wir uns meist zwei, drei Gläser und etwas Klares dazu, ehe Walter den Mut aufbrachte, sich auf den Weg zur Bank zu machen. Wenn er zurückkam, konnte man an seinem Gesichtsausdruck sofort erkennen, ob es ein lustiges Wochenende geben würde oder eine zweitägige Bunkerangelegenheit vor der Tür stand. Wenn er im Sportcafé eintrudelte und das Victory-Zeichen machte, war klar, dass es eine lange Nacht geben würde.

Einmal erhielt Walter einen Brief vom Gericht, weil seine Ex-Frau höhere Unterhaltszahlungen und kein Besuchsrecht für Walter mehr haben sollte, da er, wie sie behauptete, immer betrunken wäre, wenn die Tochter bei ihm wäre. Das war natürlich eine böse Unterstellung seiner Frau, wobei es schon stimmte, dass Walter im Umgang mit seiner Tochter seine Schwierigkeiten hatte. Das hatte ich auch einmal miterlebt, als sie ein Wochenende bei ihm war. Immer ging er mit ihr in die Konditorei und fragte sie andauernd, ob sie noch einen Kuchen haben wollte, oder er saß in einem Gasthaus und hätte ihr am liebsten fünf Brezen und drei Paar Frankfurter bestellt. In solchen Augenblicken war Walter hilflos. Damit konnte er nicht umgehen, wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Das waren ganz traurige Erlebnisse, wenn Walter neben seiner Tochter saß und nicht recht wusste, was er mit ihr anfangen sollte. Trotzdem liebte er seine Tochter, nur eben auf seine etwas unbeholfene Art.

Wegen des Briefes war Walter fuchsteufelswild. Natürlich wollte er weiterhin seine Tochter sehen und zudem pfiß er finanziell ohnehin aus dem letzten Loch. Was seine Kleidung betraf, besaß er nur einige alte Jeans, einige ausgewaschene T-Shirts und seinen uralten Parka. Mit viel mehr konnte er nicht aufwarten. Ich sagte ihm, dass er sich den Gerichtstermin sparen könnte, wenn er in seinem üblichen Aufzug antanzen würde. Darum machte ich ihm den Vorschlag, dass ich ihm einen Anzug besorgen würde und dass er sich auch die Haare schneiden lassen müsse. Das mit dem Anzug ging ohne Weiteres in Ordnung, bei den Haaren hatte er aber seine Probleme, denn sie waren sein ganzer Stolz. Ich redete ihm ein, dass er sein Erscheinungsbild ändern müsse, wenn er vor Gericht eine Chance haben wollte.

An einem Sonntagnachmittag saßen wir im Sportcafé und hatten schon viel an Flüssigkeit zu uns genommen, als die Idee aufkam, dass jetzt der richtige Zeitpunkt gekommen wäre, Walter die Haare zu schneiden. In wenigen Tagen stand der Gerichtstermin vor der Tür. Alle waren bester Stimmung, eine junge Friseurin übernahm den Haarschnitt, holte ihre Schere aus dem Auto und dann ging es los. Das ganze artete ein wenig aus, denn alle Zuschauer saßen mit ihren Gläsern im Kreis um Walter und machten sich den Spaß, im Chor „kürzer, kürzer ...“ zu singen. Der Gesichtsausdruck von Walter wurde zwar immer finsterer, aber er hatte keine Chance. Als er sich schließlich im Spiegel mit Kurzhaarschnitt sah, war seine Stimmung ganz im Keller und er musste sich die Tränen aus den Augen wischen. Es war eine unangenehme Situation, denn alle merkten, dass Walter wirklich fertig war. Ich versuchte ihn zu beruhigen, aber er meinte bloß, dass ich abhauen sollte.

Einige Wochen lang war keine gute Stimmung zwischen uns. Aber durch diese Aktion hatten wir zumindest

erreicht, dass die Gattin von Walter mit ihren Forderungen nicht durchkam.

Damals wohnte ein Bekannter von uns in Zürich. Er arbeitete dort für ein Jahr und er hatte eine geräumige Wohnung, in die er mich schon mehrmals eingeladen hatte. Darum fragte ich Walter, ob er mitkommen wolle, denn ich hatte bei ihm etwas gutzumachen. Eigentlich hatte ich die Absicht, mit dem Zug in Zürich anzureisen, aber Manfred bot sich an, uns zu chauffieren.

Von Walter wusste ich, dass er in seinem bisherigen Leben nur zwei kleinere Reisen unternommen hatte: Einmal mit Freunden auf dem Moped nach Bregenz zu einem Popkonzert und einmal mit seiner Frau nach Riccione für eine Woche, die ihm sehr lebhaft in Erinnerung war, weil er es dort mit seiner Frau mehrmals in einer Umkleidekabine getrieben hatte. „Die Hitze hat mich ganz wild gemacht“, sagte Walter, „seither kann ich verstehen, dass die Italiener nichts anderes im Kopf haben, als Frauen runzukriegen.“ Walter war wirklich alles andere als ein weitgereister Mann.

Wir fuhren mit dem Auto nach Zürich. Mich begleitete meine damalige Freundin, weil sie ein paar Tage ausspannen wollte. Manfred hatte einen schwarzen Ford Mustang, bei dem er vor kurzem einen Kabelbrand gehabt hatte. Darum musste er das Auto immer mit einem Schraubenzieher kurzschließen, um es zu starten. Manfred öffnete die Motorhaube, Walter stieg mit dem linken Fuß vom Beifahrersitz auf das Gas und Manfred hantierte im Motorraum herum, bis der Wagen ansprang. Meine Freundin schaute mich etwas entgeistert an, aber ich beruhigte sie, indem ich ihr sagte, dass alles in bester Ordnung sei. Aber so richtig schien sie mir nicht zu glauben.

Meine Freundin und ich saßen auf dem Rücksitz. Es war nicht gerade gemütlich, nicht nur wegen der beengten

Verhältnisse im Mustang, sondern vor allem wegen der Art und Weise, wie Manfred fuhr. Ich hatte den Eindruck, dass er glaubte, er müsste das 24-Stunden-Rennen von Le Mans gewinnen. Mehrmals beugte ich mich nach vorne und sagte zu ihm: „Lass dir doch etwas Zeit. Wir haben keine Eile.“ Aber Manfred verstand mich nicht. Er hörte mich zwar an und schaute dann Walter an, als ob er ihn fragen wollte, „Weißt du, was der Kerl da hinten drin eigentlich hat?“. Der wusste es auch nicht und Walter zuckte nur mit den Achseln. Meine Freundin schüttelte den Kopf.

Nach einiger Zeit meinte Walter, dass er gerne was zu trinken hätte und dass Manfred bei der nächsten Tankstelle anhalten sollte. Das leuchtete Manfred ein. Vielleicht zwei-, dreihundert Meter vor uns lag eine Tankstelle. Vor uns fuhren drei LKW, und Manfred riss den Wagen trotz Gegenverkehrs nach links und überholte. Ich schrie, ob er verrückt sei, als Manfred mit vollem Karacho gerade noch die Einfahrt in die Tankstelle erwischte. Es brauchte eine Vollbremsung, damit wir nicht in den Verkaufsladen donnerten.

Entsetzt schrie ich nochmals: „Bist du verrückt geworden!“, aber wieder reagierte Manfred wie vorher. Er schaute Walter mit unschuldiger Miene an, nach dem Motto: „Weißt du, was der Kerl hat?“. Diesmal aber meinte selbst Walter, dass es schon etwas knapp gewesen wäre, aber alles kein Problem sei.

Wir besorgten uns einen ganzen Plastiksack voll mit Bierdosen und für meine Freundin einige Fruchtsäfte. Walter kaufte auch eine Flasche Cognac, aus der wir einen Schluck nahmen, ehe er sie im Handschuhfach verstaute. Unter den leicht verdutzten Blicken des Tankwartes wurde dann der Ford mit Schraubenzieher gestartet und es konnte weitergehen.

Den Arlberg überlebte ich nur, weil ich Walter immer wieder bat, das Handschuhfach zu öffnen. Walter hatte

die Flasche dort so verstaut, dass sie ihm sofort in die Hand fiel, wenn er das Fach öffnete. Diese geniale Technik faszinierte Walter so sehr, dass er sie andauernd ausprobierte und nach jedem gelungenen Versuch einen Schluck zu sich nahm, sodass die Hälfte der Flasche bald geleert war.

Irgendwann und vor allem irgendwo erreichten wir dann auch die Staatsgrenze. Natürlich ließen uns die Zöllner sofort rechts ranfahren. Ob wir was zu verzollen hätten? Nein, antworteten wir. Der Grenzbeamte warf einen misstrauischen Blick in das Auto. Er verlangte, dass Manfred den Motor abstellte. Dann wurde der Kofferraum durchsucht, aber da war nichts. Walter wurde aufgefordert, das Handschuhfach zu öffnen. Walter befolgte die Anweisung und zur Überraschung des Zöllners fiel eine halbvolle Cognacflasche heraus. Der Ordnungshüter stutzte kurz, aber es war ja nicht verboten, eine Cognacflasche bei sich zu führen, zumal Manfred die ganze Fahrt auch nie einen Schluck getrunken hatte. Der Zöllner überprüfte noch einmal unsere Reisepässe, kratzte sich am Kopf. Irgendetwas schien ihn zu beschäftigen.

Schließlich kam er zur Erkenntnis, dass wir einfach harmlose Verrückte waren, und sagte, dass wir weiterfahren könnten. Aber da war das Problem mit dem Schraubenzieher. „Ja was“, überschlug sich fast seine Stimme, „ja haben Sie Ihren Wagen kurzgeschlossen?“ Das war für ihn zu viel. Manfred musste den Mustang wieder abstellen und jetzt wurde der Wagen noch einmal unter die Lupe genommen, diesmal sogar mit Hund. Das dauerte sehr lange und Walter hätte gern einen Schluck aus der Cognacflasche genommen, wagte es aber nicht. Schließlich durften wir dann endlich weiterfahren und alle Zöllner schauten uns nach, als wir abdampften.

Obwohl die Schweiz unser Nachbarland ist, war ich zuvor noch nie dort gewesen. Ich hatte mich auch nicht um die Fahrtstrecke gekümmert. Ich wusste nur, dass man ungefähr drei Stunden nach Zürich benötigte. Beim Tempo von Manfred hätten wir es – ohne Zwischenstopps – ohne Weiteres in zwei Stunden schaffen müssen. Aber Manfred hatte auch keine Straßenkarte bei sich und war ebenfalls noch nie in der Schweiz gewesen. Er sagte nur, dass wir bald auf die Autobahn kommen müssten, als wir uns auf einer Landstraße bewegten. Aber wir kamen auf keine Autobahn, sondern fuhren auf einer abgelegenen Seitenstraße durch hügeliges Gelände und durch Wälder, bis wir schließlich zu einer Schotterstraße kamen, offensichtlich eine Forststraße.

Manfred kümmerte sich während der ganzen Fahrt wenig um Hinweisschilder, sondern glaubte einfach, dass wir bald auf die Autobahn nach Zürich kommen müssten. Auf dieser Strecke war wenig Verkehr, was für mich sehr wohltuend war, weil es dann auch keine Überholmanöver geben konnte. Das einzige, das an eine Autobahn erinnerte, war das Tempo, das Manfred hinlegte.

„Hier können wir aber nie und nimmer richtig sein“, sagte ich, als wir die Schotterstraße erreichten. Obwohl Manfred inzwischen auch überzeugt war, dass etwas nicht stimmen konnte, setzte er erneut seinen Blick auf und schaute Walter an. Er wendete den Wagen und fuhr wieder den Weg zurück, den wir gekommen waren. Ich sagte nichts mehr, weil ich überzeugt war, dass wir Zürich nie erreichen würden. Aber wie durch ein Wunder kamen wir nach einigen Umwegen auf die Autobahn. Wie Manfred das geschafft hatte, ist mir heute noch ein Rätsel. Wir fuhren sogar in der richtigen Richtung nach Zürich.

Bei der Verankerung der Kühlerhaube hatte das Auto auch ein kleines Problem. Sie rastete nicht mehr richtig

ein, denn je schneller Manfred fuhr, desto mehr hob sich der Deckel links und rechts, aber das störte Manfred nicht weiter. Er war auf der Autobahn ganz in seinem Element. Ich wünschte mir schon eine Polizeikontrolle, damit sie uns aus dem Verkehr gezogen hätten. Jeden Moment fürchtete ich, dass uns die Motorhaube um die Ohren fliegen würde oder dass wir über die Autobahn hinausschießen würden, denn Manfred fuhr ausschließlich Vollgas, und wenn kein Platz zum Überholen war, dann fuhr er auf dem Pannestreifen. Einige Male versuchte ich Manfred zur Vernunft zu bringen, aber das hatte keinen Sinn. Außerdem war Walter von der Raserei so begeistert, dass er die Cognacflasche gar nicht mehr los ließ.

Als wir tatsächlich Zürich erreichten und in Bahnhofsnähe das Auto abstellten und ausstiegen, glaubte ich an eine Wiedergeburt. Meiner Freundin erging es ebenso. Uns beiden war klar, dass wir die Rückreise nicht mehr mit Manfred antreten würden, sondern mit der guten alten Bundesbahn nach Tirol zurückfahren würden.

In Zürich angekommen, landeten wir sofort in einem sympathischen Studentenlokal und tranken ein Bier nach dem anderen, was in den nächsten Tagen überhaupt unsere Hauptbeschäftigung sein sollte. Ich hatte schon lange keine so göttlichen Biere mehr getrunken wie nach der Ankunft in Zürich.

Unser Freund Klaus war ein ruhiger Kerl. Er hatte eine relativ große, etwas heruntergekommene Wohnung, nicht weit vom Zentrum der Stadt. Klaus war ein sparsamer Kerl. Meine Freundin und ich hatten ein eigenes Zimmer, wo wir unsere Schlafsäcke ausbreiteten. Im Zimmer fehlte nur das Licht, weil Klaus in der ganzen Wohnung nur noch eine funktionierende Glühlampe hatte und die hing in der Küche. Er sagte, dass er in drei Wochen ausziehen und nach Venedig gehen würde und

dass es sich nicht mehr rentierte, Geld in Glühlampen zu investieren. Aber er bot mir und meiner Freundin die Glühbirne für unser Zimmer an, denn wir waren seine Gäste. Walter und Manfred hatten es im Nebenzimmer recht lustig. Wir hörten sie in der ersten Nacht noch lange Zeit, wie sie sich unterhielten und immer wieder laut lachten. Die hellhörigen Wände waren auch der Grund, warum meine Freundin keine Intimitäten wollte. So schliefen wir bald ein.

Am nächsten Tag wachten wir spät auf. Manfred und Walter waren schon außer Haus. Klaus sagte lächelnd, dass die Jungs beim Frühstück wären. Auch wir gingen in dieses Kaffeehaus frühstücken. Die beiden hatten es recht lustig. In dem Lokal verkehrten nur vornehme ältere Damen. Walter und Manfred hielten aber nichts von einem normalen Schweizer Frühstück. Sie wollten keine Semmel und keine Butter und keine Marmelade, sondern zwei Bier. Die Kellnerin schaute sie groß an. In diesem Kaffeehaus gab es kein Bier. Sie fragten, was es sonst Alkoholisches gebe, und bestellten Cognac. Damit waren sie zufrieden.

Klaus schlug eine Runde mit dem Schiff am Zürichsee vor.

„Da gibt es aber schon etwas zu trinken?“, meinten die Jungs.

„Natürlich.“

Wir gingen zur Anlegestelle und kauften die Tickets. Die Fahrt sollte erst in einer Stunde starten. Gott sei Dank gab es einen Kiosk, wo auch Bier verkauft wurde. Walter besorgte sich gleich drei Flaschen. Dann setzten wir uns auf eine Bank.

„Irgendwie schmeckt das Bier komisch“, meinte Walter.

„Das ist Schweizer Bier“, meinte Klaus.

„Bier ist Bier“, sagte Manfred.

Klaus trank kein Bier, sondern einen Becher Tee. Trotzdem hatte er ein schmutziges Lächeln um die Lippen. Kaum hatte Walter seine drei Flaschen getrunken, machte ihn Klaus darauf aufmerksam, dass er alkoholfreies Bier getrunken hätte. Auf diese Meldung reagierte Walter mit Schluckauf, den er die halbe Schifffahrt nicht loswurde. Zudem musste er feststellen, dass auf dem Schiff keine Ausschank war, was ihn hart traf. Er meinte bloß, dass er nie wieder ohne Marschgepäck in See stehen würde.

Klaus wusste, dass er seinen Gästen keine Sehenswürdigkeiten von Zürich zu zeigen brauchte. Einmal wanderten wir zum Letzigrund, wo alles angeboten wurde, was die Suchtgiftabteilung zu bieten hatte. Walter war so fasziniert davon, dass er einem jungen Mädchen eine Tasse Tee abkaufte, die seine Stimmung heben sollte.

Einmal kamen wir in ein alternatives Bierlokal, wo Transvestiten verkehrten. Manfred und Walter kamen mit offenem Mund aus der Toilette zurück, weil ein Transvestit neben ihnen den Rock hochgezogen und sein Geschäft erledigt hatte. Zwischendurch meinte Klaus zwar immer wieder, dass wir nicht nur in Wirtshäusern herumsitzen sollten, aber dieser Vorschlag zeigte keine große Wirkung.

Am letzten Tag in der Früh verschwanden meine Freundin und ich ohne uns zu verabschieden und fuhren zum Bahnhof. Im Zug meinte sie: „Das sind zwei lustige Burschen, nur halt ein bisschen verrückt.“

Walter und Manfred kamen zwei Tage später zurück. Obwohl sie einen Reifenplatzer hatten und einmal über einen Zwillingstreifen fuhren, den ein LKW verloren hatte, waren sie unversehrt.

Bald darauf hatte ich mich entschlossen, mein Heimatdorf zu verlassen. Ich ging zuerst einige Jahre nach Wien,

dann nach Innsbruck und landete schließlich im Tiroler Unterland. In mein Dorf kam ich nur noch sporadisch, um meine Eltern zu besuchen. Meistens nützte ich diese Aufenthalte, um einen kurzen Abstecher ins Sportcafé zu machen. Dort traf ich immer Walter, meistens sturzbetrunken. Im Sportcafé verkehrten nach mehreren Pächterwechseln fast nur noch ganz junge Leute und Walter wirkte unter ihnen etwas deplatziert, wenngleich ihn alle als Sonderexemplar recht gern mochten.

Es war eine Riesenfreude, wenn wir uns sahen und er sich jedes Mal als „Katastrophsky mein Name – Sturzpilot der deutschen Wehrmacht“ vorstellte, um dann mit gespreizten Mittel- und Zeigefinger und ausgestrecktem Arm einen Absturz zu imitieren. „WUMMMMM-PUUFFFFF“, rief er lautstark, „Katastrophsky mein Name – Bruchpilot der deutschen Wehrmacht“. Wenn ich mich nach einigen Gläsern auf den Weg machte, dann rief er mir zum Abschied immer ein „Ruhe sanft im Trommelfeuer“ nach, ehe ich bei der Tür draußen war.

Ein Fixpunkt in Walters Jahreskalender war seine Geburtstagsfeier, die immer am Wochenende nach dem 6. Jänner, seinem Festtag, stattfand. Alle seine Freunde trafen sich an diesem Wochenende und es ging immer hoch her. Da diese Feste unter der Aufsicht seiner Mutter stattfanden, gab es nie gröbere Ausfälle, denn seine Mutter wurde von allen seinen Bekannten respektiert.

Inzwischen wohnte Walter zusammen mit ihr im ausgebauten Dachboden. Den Bunker hatte er schweren Herzens verlassen müssen, weil ihn sein jüngerer Bruder als Werkstätte benötigte. Wenn man Walter und seine Mutter in ihrer Wohnung betrachtete, hatte man oft den Eindruck, als wären die beiden ein älteres Ehepaar, denn seine Mutter schaute noch immer gut aus und Walter hatten die letzten Jahre älter gemacht, als er in Wirklichkeit war.

Hin und wieder war ich auch bei den Geburtstagsfesten dabei und wunderte mich immer über Walter, dass er diese heftige Trinkerei körperlich aushielt.

So wie seinen Geburtstag feierte Walter auch das Neujahrsfest auf seine Art. Wenn um Mitternacht überall die Raketen und Feuerwerkskörper in die Luft flogen, packte Walter seine Pumpgun aus und ballerte eine ganze Salve durch das Dachbodenfenster, was ihm sein Herz öffnete, wie in alten Zeiten.

Einmal lief mir Walter in Innsbruck zufällig über den Weg.

Wir gingen auf ein Getränk und er erzählte mir schmunzelnd, dass er die letzten Monate häufig in der Stadt gewesen sei. Seine alte Freundin Renate sei eines Tages ganz überraschend bei ihm aufgetaucht. Sie lebte inzwischen in München, war unglücklich verheiratet, hatte aber genügend Geld, um Walter immer wieder in ein Hotel einzuladen, wo sie gemeinsame Nächte verbrachten. Für den bevorstehenden Sommer wollte sie ihn sogar auf Ibiza mitnehmen, wobei er von dieser Idee nicht begeistert war.

Wenn ich in all den Jahren an Walter dachte, dann sah ich in ihm immer einen aufrichtigen, ehrlichen Kerl, der an sein Leben keine großen Ansprüche stellte und sich mit dem bisschen, das er hatte, zufrieden gab. Er beklagte sich nie. Er jammerte nie, nicht über seine Hilfsarbeiterjobs und auch nicht darüber, dass er zu kurz gekommen wäre. Er akzeptierte sein Leben so wie es war und machte nicht viel Aufhebens darüber.

Einmal, Walter ging schon auf die fünfzig zu, nahm ich an einer Geburtstagsfeier teil. Walter trank den ganzen Abend nichts. Er war vorher in der Haller Psychiatrie auf

Entwöhnung gewesen, seine Firma hatte ihm den Entzug nahegelegt. Er brachte es tatsächlich zustande, drei Jahre lang trocken zu bleiben. Nach diesen drei Jahren setzte er aber wieder dort fort, wo er vorher aufgehört hatte. Es folgten neuerlich zwei Aufenthalte auf der Entwöhnungsstation, wo er Helene kennenlernte. Helene war in der Psychiatrie, um sich wegen ihrer schweren Depressionen behandeln zu lassen. Helene und Walter verliebten sich im Raucherzimmer ineinander.

Als ich Walter mit seiner Freundin zufällig auf der Straße traf, traute ich zuerst meinen Augen nicht, denn Helene schaute hervorragend aus und war zudem eine äußerst gescheite Frau.

Ich sah die beiden regelmäßig, weil ich in der Zwischenzeit auch wieder im Haus meiner Eltern lebte. Trotz seiner neuen Liebe trank Walter nicht viel weniger als vorher, aber Helene schien das weiter nicht zu stören. Sie war glücklich mit ihm.

In seiner Firma, wo er bereits über zwanzig Jahre beschäftigt war, hatten sie Probleme mit dem Absatz und darum mussten einige Mitarbeiter entlassen werden. Auch Walter wollte man loswerden, was aber nicht so einfach war, weil er schon so lange bei der Firma war und seine Arbeit und auch sein Einsatz, trotz seiner Trinkerei, in Ordnung waren. Abgesehen von seinen Entziehungskuren war Walter in all den Jahren nie krankgemeldet gewesen. Es gab auch keine „blauen Montage“ bei ihm.

74 Grundsätzlich hatte Walter mit seinen Mitarbeitern in all den Jahren ein sehr gutes Verhältnis, nur mit einem jungen Kollegen, der aus Sri Lanka stammte, gab es Probleme, weil dieser Walter immer wieder üble Streiche spielte. Er kehrte zum Beispiel die Werkshalle zusammen und ließ absichtlich den ganzen Dreck unter Walters Werkbank zurück. Einmal leerte er den Inhalt

aller Aschenbecher in Walters Schublade, worauf Walter durchdrehte und ihm drohte, dass er ihn das nächste Mal erschießen würde. Innerhalb von zwei Stunden war Walter entlassen.

Bald darauf erhielt er auch von der Gendarmerie die Aufforderung, seine Pumpgun, die er ordnungsgemäß angemeldet hatte, auf der Dienststelle abzugeben. Das traf ihn genauso hart wie die Entlassung. Mit einer elektrischen Eisensäge zerschnitt er seine Pumpgun in Einzelteile, die alle nicht länger als fünf Zentimeter waren. Diese packte er in eine Plastikhandtasche und brachte sie zur Polizeistation, die er in seinen Blue Jeans und seinem Parka wie ein geschlagener Hund verließ.

Mit Helene fuhr er immer wieder zum Arbeitsamt. Man vermittelte ihm eine Arbeit in einem Holzsägewerk, wo er aber nicht lange blieb, ehe man ihn in ein Sozialhilfeprojekt steckte, wo er es aber nicht lange aushielt.

Man riet ihm, um die Pension anzusuchen. Bei einer Routineuntersuchung wurde ein Tumor in der Lunge festgestellt. Er wurde sofort operiert und kam dann ins Sanatorium, wo er zwei ehemalige Arbeitskollegen aus der Kondensatorenfabrik wieder traf. Walter war ein starker Raucher gewesen, aber ein behandelnder Arzt meinte, dass die Krankheit vor allem mit den starken Dämpfen in der Firma in Zusammenhang stünde. Seine Kollegen waren beide Nichtraucher und hatten dieselbe Diagnose.

Die Pensionierung ging durch, doch Walter hatte nur noch wenige Monate zu leben. Helene war immer bei ihm. Stundenlang lagen sie zusammen im Bett oder er saß mit seinen beiden Frauen in der Küche und löste Kreuzworträtsel.

An einem Wochenende hatte er einen schweren asthmatischen Anfall. Sein Hausarzt hatte keinen Wochen-

enddienst. Darum riefen Helene und seine Mutter den Notarzt. Dieser ließ ihn sofort ins Krankenhaus bringen, wo er in den Armen von Helene verstarb.

Da Walter aus der Kirche ausgetreten war, läuteten auch keine Kirchenglocken zu seinem Begräbnis. Trotzdem kamen viele Leute zu seiner Verabschiedung in die Aufbahrungshalle. Wir alle hatten mit den Tränen zu kämpfen, als wir Walters Sarg mit einem Porträtfoto von ihm sahen. Ein alter Freund von mir legte den Arm um mich. Er bekannte sich seit vielen Jahren zum Buddhismus, dem er sich ganz verschrieben hatte. Er sagte zu mir: „Walter geht es gut; er war sein Lebtag die Ehrlichkeit.“

Nach dem Tod von Walter besuchte Helene Walters Mutter weiterhin täglich. In Erinnerung an Walter hatte die Mutter das Feuerzeug und das letzte Kreuzworträtselheft von Walter am Küchentisch liegen gelassen. Dieses Bild machte Helene jeden Tag von neuem zu schaffen, bis sie nach Monaten die Mutter bat, beides weglegen zu dürfen.

Fast ein Jahr später sagte Walters Mutter bei einem ihrer Besuche zu Helene: „Jeden Tag sehe ich euch zwei, wie ihr aus dem Zimmer kommt, beide ein fröhliches Lächeln auf dem Gesicht. Dieses Bild hat mich die ganze Zeit getröstet und mir Mut gemacht.“

Hoher Wellengang

Obwohl dieses tragische Ereignis schon knapp zwei Jahre zurücklag, musste sie jedes Mal unweigerlich daran denken, wenn sie die *Kronenzeitung* durchblätterte. Sie hatte diesen Mann nur flüchtig gekannt, ihn einige Male im Stiegenhaus getroffen, wusste nur, dass er ein Freund vom Herrn Ernst gewesen war, den im Haus alle Herr Ernst nannten und der zwei Stockwerke unter ihr wohnte. Werner P., wie damals in der *Kronenzeitung* zu lesen war, hatte sich vor eine U-Bahn geworfen, die ihm den Kopf abtrennte.

Und sie wusste, dass Herr Ernst und sein Freund ihr Geld auf einem Kreuzfahrtschiff verdient hatten. Darum waren sie auch nur unregelmäßig hier im Haus gewesen. Aber wenn sie einmal da gewesen waren, dann war es meistens hoch hergegangen.

Die Einschiffstage sind immer voll Hektik: Die Kabinen müssen gereinigt werden, die Maschinen geölt, die Betten frisch überzogen, alle öffentlichen Räume geputzt, bevor es dann wieder soweit ist.

Man muss sich das vorstellen: Im glänzenden Foyer stehen in Reih und Glied die jungen, adretten Mädchen in kurzen Röckchen, alle aus dem ehemaligen Ostblock, sie zupfen und zerren an ihren Blüschen und Röckchen herum, während die 500 Weltreisenden, meist alte Damen, hereinströmen, manche mit einem Begleiter, alle bepackt mit Plastiktaschen, auf Krücken und Gehstöcken hereinschwappend ...

Und ich bin es, der alle begrüßt, hallo Kinder, ich bin euer Herr Ernst, ich werde mich auf unserer gemeinsamen Reise um euch alle kümmern. Bussi, bussi, meine Damen, Verehrung, meine Herren, ich

begrüße Sie alle an Bord der Astor. Ich kann Ihnen versprechen, es wird eine Weltreise, die Sie nie vergessen werden ...

Was für eine Freude, Herr Ernst, Sie wieder zu sehen. Ohne Sie wäre das Schiff nur halb so lustig, bussi bussi, und prost prost prost prost und bussi bussi bussi ... zum Wohle für euch alle, meine Lieben, euch alle, ich habe euch schon so vermisst ...

Jetzt fahren wir schon zum siebzehnten Mal mit Ihnen auf der Astor ...

Ach, wie die Zeit vergeht ...

Herr Ernst, ich war mit Ihnen in Hongkong, erinnern Sie sich noch ...

Aber natürlich. Hongkong ...

Und ich, Herr Ernst, war mit Ihnen in Tobago ...

Und ich war mit Ihnen in Vietnam ...

Und ich bin mit Ihnen sogar einmal auf der Donau gefahren ...

Großartig, großartig, aber das muss schon lange her sein ...

Ja ja, viele viele Jahre, Herr Ernst ...

Aber eines, Herr Ernst, muss ich schon gleich zu Beginn bemängeln: Die Gangway ist für uns ältere Menschen einfach zu steil, das gehört geändert ...

Aber natürlich, bei der nächsten Reise ist das alles behoben ...

Bussi, bussi ...

Ja, ich weiß, Herr Ernst, dass Sie immer um uns bemüht sind, aber das mit der Gangway haben Sie das letzte Mal auch schon versprochen ...

Und noch etwas, Herr Ernst, das Wetter ist nicht gerade besonders für unsere Reise ...

Gnädige Frau, auch das wird vom Herrn Ernst erledigt, Sie kennen mich. Ab morgen haben wir herrlichstes Wetter. 25 Grad. Nicht zu heiß, mit einem angenehmen

Lüftchen. Verlassen Sie sich auf mich. Auf mich können Sie sich verlassen ...

Und Herr Ernst, ich hoffe nur, dass dieser russische Pferdedoktor heuer nicht wieder an Bord ist. Ich lasse mir von diesem Tierarzt keine Spritze mehr geben ...

Nein nein, gnädige Dame, der ist nicht mehr an Bord. Wir haben jetzt einen jungen Arzt aus bestem Hause aus Wien, alte Schule, Hochadel, beste Wiener Mediziner Schule, ein Sir vom Scheitel bis zur Sohle. Sie werden des Nachts süße Träume von ihm haben ...

Und was gibt's zum Abendessen, Herr Ernst ...?

Keine Sorge, die Küche wird sein wie immer, beste Qualität, alles wie gehabt, same time, same station, täglich die besten Speisen aus unserer vorzüglichen Haubenküche.

Ach, diese Einschiffungszeremonien können einem ganz schön zusetzen. Da braucht man nachher ein Stündchen Ruhe für sich, um sich zu sammeln und zum Verschnaufen, ehe es wieder weitergeht.

All die alten Damen beim Empfangscocktail, die ihre Wangen und ihre Lippen an mich drücken, sodass schon nach den ersten 100 Gästen mein Gesicht vollkommen verklebt ist vom Geschmuse, vom Lippenstift und sogar von Speiseresten, die sie noch vom Frühstück in den Mundwinkeln hängen haben. Aber es ist dennoch immer ein wunderbarer Augenblick, wenn meine lieben alten Reisegäste antanzen und unsere Weltreisen dem Tod vorziehen, um erst später in die Hölle hinabzufahren, denn noch liegt eine wunderbare Zeit vor uns, diesmal wird unsere Reise genau 111 Tage dauern, während denen sich 520 Passagiere und 280 Besatzungsmitglieder auf sechs Etagen und einer Schiffslänge von 160 Metern tummeln, während ich etwas erschöpft in meine Kajüte komme, ausgelaugt und müde, aber das darf man öffent-

lich nicht zeigen, denn ich bin für die Unterhaltung zuständig, da wollen sie stets ein freundliches Gesicht und das sollen sie auch bekommen, schließlich legen sie eine satte Summe auf den Tisch, um mich und die Astor erleben zu dürfen ...

Ingrid hatte den Eindruck, dass die beiden früher andauernd Leute auf Besuch hatten. Seit dem Tod des Freundes war das nicht mehr so. Und inzwischen schien Herr Ernst auch nicht mehr auf dem Schiff zu arbeiten. Seit gut einem halben Jahr war er praktisch ununterbrochen in seiner Wohnung. Ingrid fragte sich manchmal, wovon er lebte, woher er sein Einkommen bezog. Von Ersparnissen vielleicht? Das glaubte sie nicht. Herr Ernst machte auf sie nicht den Eindruck, als ob er Geld beiseitelegen würde. Dazu war er, zumindest in ihren Augen, viel zu sehr Lebemensch. Vielleicht befand er sich im Krankenstand – aber schon so lange Zeit? Das konnte es auch nicht sein. Oder vielleicht schon in Pension? Sie hatte keine Ahnung, aber interessiert hätte sie es trotzdem.

Für den Empfangsabend teile ich meine Kollegen ein, da gibt es ein Glas billigen Sekt für unsere Gäste und der Saal wird gerammelt voll sein mit all den alten Geizkrägen ...

Davor spielen wir heute Nachmittag JEKAMI. JEKAMI heißt: JEDER KANN MITMACHEN. Ich muss bei den alten Damen oft die Zügel fest anziehen, weil jede die Beste und Schönste sein will: Sketches, Gedichte, Lieder ...

80 Eine alte Dame, sie ist bestimmt ein Dutzend Mal mit mir gefahren, wird wieder ganz ganz wunderbar singen, ein krächzender Abklatsch von Zarah Leander, dritter Aufguss, aber nichtsdestotrotz herzerreißend ...

Eine alte Dame aus Bochum wird ihre Gedichte über alte Menschen zum Besten geben, Lustiges und Heiteres

über die dritten Zähne, die Inkontinenz und die Hatscherei mit den Gehstöcken ... sie hat mich heute schon auf die Wange geküsst. Und dann wird die resolute Dame aus Bayreuth auftreten und Richard Wagner vortragen, ganz genau so wie ich es mir vorstelle, ehe dann die Rheinländerin mit den wässrigen, glasigen Apfelweinaugen unverdrossen und endlos Gedichte vortragen wird, denn sie kennt sämtliche Gedichte von Goethe und Schiller auswendig, nicht umsonst ist sie die Tochter eines Germanistikprofessors aus Tübingen, wie sie stets stolz erzählt ...

Ja, es ist wieder eine illustre Gesellschaft auf unserer Astor, auf unserer hunderteltägigen Weltreise.

Den Höhepunkt aber am heutigen Empfangsabend mit dem Gastritissekt, den der Kapitän spendiert und der alle in die Seekrankheit treiben wird, bildet dennoch meine Präsentation des Personals aus aller Herren Länder.

Unsere Philippinos werden die Gäste mit Blumen und vor allem mit ihrem typischen Lächeln empfangen, unser Kolumbianer kommt mit einem Salsa und einem brennenden Kuchen am Kopf in den Saal, während wodkaaufende Ukrainer russisches Roulette spielen und sechs rumänische Matrosen in bayrischer Montur, Lederhosen, Stutzen und Gamsbärten einen Schuhplattler vom Feinsten hinlegen und ein blondes Zimmermädchen einen Flamenco aufs Parkett zaubert, dass allen die Augen übergehen, bevor ich am Höhepunkt als alternde Ballerina eintanze, mit verzückten Augen, mit dem Traum von einer ganz ganz großen Karriere alle zu Tränen rührend, ehe das Publikum in teuflisches Gelächter ausbrechen und brüllen wird, während ich vor ihnen dahinschwebe und genau vor dem Tisch des Kapitäns stürze und auf allen Vieren zu seinen Füßen liege. Damit ist dann alles perfekt an diesem ersten Abend auf dem Schiff, denn so einfach lässt sich die Menschheit unter-

halten, zumindest diese Menschen, die man nur mit den Augen eines Kindes lieben kann, einem Lächeln, das die Seele freilegt ...

Herr Ernst holt sich eine Fotografie seines verstorbenen Freundes von der Stellage und legt sie auf den Küchentisch. Aus dem CD-Player tönen gregorianische Choräle, und er holt sich etwas zu trinken.

Ach, wenn ich an unsere gemeinsamen Weltreisen denke, Nizza, Malaga, Madeira, Barbados, Antigua, St. Lucia, Granada, Santo Domingo, Costa Rica, Guatemala, Acapulco, Tahiti, Tanger, Auckland, Brisbane, Bali, Java, Vietnam, China, Korea, Japan, Burma, Thailand, Jemen, durchs Rote Meer, Ägypten, Israel, zurück nach Venedig ... Mein Gott, wenn ich mit meinem ganzen Leib und meiner ganzen Seele, meinem ganzen Herzblut die Schönheit der Städte erkläre, die Herrlichkeit der Speisen in all diesen Ländern lobe, die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit der Menschen in begeisternde Worte fasse und unsere Passagiere dann nur die Nase rümpfen und sich darüber auslassen, wie schmutzig dort doch alle sind und alles ist und in welch katastrophalen hygienischen Zuständen alle leben und welche ekelhafte Armut dort herrscht, die man nicht sehen will, und wenn man hört, hören muss, warum die Leute in der Karibik so dunkelhäutig sind und dass man vor ihnen Angst haben muss und es mit der Angst zu tun bekommt und wenn dann alle auf dem Schiff einer Meinung sind, wie viel diese Menschen von unserer Sauberkeit und Gründlichkeit lernen könnten, dann ist es mit einem Mal nicht mehr zu ertragen, dieses Reiseleitertum, wie du auch immer gesagt hast und woran du auch verzweifelt bist und was dich so krank gemacht hat, diese Tristesse und diese Schäbigkeit und wenn es dann andauernd heißt, Herr

Ernst, warum gibt's hier kein Wiener mit Kartoffelsalat und kein Eisbein mit Sauerkraut und warum kann man hier nicht mit unserer Wahrung bezahlen und wenn unsere Passagiere außerhalb des Schiffs keinen Bissen essen vor Ekel, ja wenn man das so oft und über so viele Jahre gehört hat, dann fragt man sich eines Tages unwillkürlich, so wie du dich gefragt hast, was soll man noch hier, das hat doch alles keinen Sinn, und man vergräbt sich in seiner Kajüte und es berfllt einen nur noch das eiskalte Grausen vor all den Menschen, aber wo soll man hin als Reiseleiter, soll man den Weg wahlen, den du gewahlt hast ...?

Die Menschen in Burma, die süßen Menschen auf den indonesischen Inseln, Sulawesi, diese Bescheidenheit, diese Fröhlichkeit und Zufriedenheit, diese Menschen, die allein durch ihre innere Würde in so viel Schönheit erstrahlen ...

Bei der Schöpfung müssen diese Menschen den Göttern Modell gestanden haben – außer bei uns Europäern, da bestimmt nicht. Was sind wir doch für lachliche Figuren im Vergleich zu den Menschen von Sulawesi, die nichts haben, aber schon rein gar nichts, und die doch in Harmonie leben mit dem Meer, dem reich gedeckten Tisch der Natur, was sind wir im Vergleich dazu für Dreckschweine, darum kann ich die guten Götter nur inständig bitten, dass sie diese Menschen auf der Insel Sulawesi vor uns schtzen und verschonen, aber Gott sei Dank verlassen wir ohnehin nicht das Schiff, denn alle sitzen ja im großen Saal mit den Projektoren, wo immer sonnige Strandbilder an die Wand geworfen werden, denn draußen am Land ist ja alles so dreckig und schmutzig und armselig. Ach, wenn ich an diese Zeit denke, wo es ohne dich nicht zu ertragen gewesen ware, mit diesen Ignoranten der Schönheit durch die Meere zu segeln. Mein Gott, wo ist diese Zeit ...

Herr Ernst stolpert über einige leere Flaschen, als er sich auf den Weg zum Kühlschrank macht. Er ist so betrunken, dass er beinahe hinfällt. Dieser verdammte Wellengang, brüllt er in seine Küche hinein. Beiläufig vernimmt er ein Klopfen an seiner Tür, oder bildet sich das zumindest ein, aber er reagiert nicht darauf. Wer auch immer vor seiner Tür stehen mag, es interessiert ihn nicht. Er will seine Ruhe, niemanden zu Gesicht bekommen.

Man muss höllisch aufpassen, dass sich die Reisegäste nicht in meine vier Wände schleichen, in die Wohnung hereinkriechen. Plötzlich sitzen sie in meiner kleinen Sitzbadewanne, weil sie glauben, das wäre ein Whirlpool. Aber man braucht sein Refugium, das man gegen die Passagiere verteidigen muss, damit sie hier nicht auch noch eindringen und plötzlich in meinem, in unserem großen Bett liegen, 200 auf 200, weich gefedert, wir kennen ja diese aufdringlichen Weltreisenden, die einem keinen Zentimeter Privatraum gönnen, überall wollen sie ihre Nase hineinstecken, wollen alles in Anspruch nehmen mit ihren blöden Fragen, Herr Ernst, was sind das für schöne Jungs, wo wurde das fotografiert, während sie auf die Bilder mit den jungen buddhistischen Mönchen vor den herrlichen Pagoden von Burma starren. Oder die Bilder, die wir noch zusammen aufgenommen haben, die jetzt im Eingangsbereich hängen, diese fröhlichen kleinen Fischerjungs aus Langkawi, Malaysien, oder diese stolzen jungen Männer aus dem Jemen mit den Dolchen in ihren Gürteln, die vor allem dir immer so gut gefallen haben ... In all das wollen sie hineinschnüffeln, obwohl es sie im Grunde gar nicht interessiert und sie auch gar nichts damit anzufangen wissen, all diese armen Geschöpfe vor dem Herrn, ganz im Gegensatz zu uns beiden, als wir noch zusammen auf der Astor um die Welt segelten und uns die jungen Philippinos anlächel-

ten, aber ach, mein Gott, wie lange ist das her, und alles vergangen und verloren ...

Wenn die Passagiere manchmal auch nur eine Ahnung davon hätten, wie sehr sie mir zum Hals heraushängen mit ihren ewigen Fragen und ihrer unerträglichen Lästigkeit, in der sie einen selbst auf das Klo verfolgen und nicht einmal hier in Ruhe lassen.

Könnten sie einmal mein Gesicht in meinen vier Wänden sehen, dann würden sie nie und nimmer zu mir aufschauen und mir applaudieren, wenn ich ihnen wieder die Unterhaltung im Abendprogramm liefere. Würden sie einmal mitbekommen, wie ich mich fühle und wie es in mir ausschaut, wenn sie mich den ganzen Tag belagern mit: Herr Ernst, aber heute ist das Wetter nicht besonders, und: Herr Ernst, ist der Wiener Adelige schon wirklich ein Doktor oder auch nur ein Scharlatan wie der Ukrainer?, und: Herr Ernst, warum kann man in der Karibik nicht mit Euros bezahlen, und: Herr Ernst, warum gibt's hier so viele Schwarze, und: Herr Ernst, ich mag zwar Afrika, aber diese Neger kann ich nicht ausstehen, und: Herr Ernst, wann gibt's heute das Abendessen?, und: Herr Ernst, könnten Sie dem Kapitän ausrichten, dass er nicht so hochnäsiger sein soll und ruhig auch grüßen kann wie alle anderen auch?, und ... Herr Ernst hin und Herr Ernst her, den ganzen Tag, ach Gott, wie mir oft zumute ist mit all diesen schrecklichen Passagieren, und wie viel Kraft es mich manchmal kostet, nicht die Nerven zu verlieren und trotzdem zu lächeln, obwohl ich am liebsten allen ihre dritten Zähne einschlagen würde ... ach Gott, ach mein Gott ... womit hab ich das alles verdient.

Einmal ging Herr Ernst außer Haus und während er fort war, gab es in seiner Wohnung einen Rohrbruch. Seine Wohnung stand unter Wasser, und der Mieter einen Stock

darunter schaute ganz schön aus der Wäsche, als das Wasser durch die Decke sickerte. Herr Ernst war auch telefonisch nicht zu erreichen. Das ganze Haus war eine Zeit lang ohne Wasser, denn der Haupthahn musste abgedreht werden. Herr Ernst kam erst einige Tage später zurück.

Manchmal schlich sich Ingrid geradezu an seiner Wohnung vorbei. Aber meistens war es still. Nicht so wie früher, als lautstark klassische Musik von Haydn und Händel oder die gregorianischen Choräle aus der Wohnung gedungen waren.

Öfters hatte sich Ingrid schon überlegt, ob sie ... Aber schließlich ließ sie es bleiben. Sie kannte Herrn Ernst nicht, und was hätte sie ihm sagen sollen ...

Nun kommen wir wieder nach Funchal, Madeira, jene Insel, auf die man nur fährt, wenn man ein abgesetzter Kaiser ist oder im Sterben liegt oder am besten gleich beides. Ansonsten kommt man nicht hier her.

Langsam nähern wir uns dem Hafen und alle auf dem Schiff sind kaputt.

Seit zwei Tagen haben wir Sturm und wir sind fünfzehn Stunden verspätet und für die nächsten zwei, drei Tage werden auf dem Meer orkanartige Winde vorhergesagt.

Trotzdem werden wir in der Nacht den Hafen von Funchal verlassen und ins Ungewisse, in das schwarze Loch stürzen.

In den letzten Stunden habe ich nur noch den Zeitpunkt erwünscht, als ich in Nizza wieder an Bord gegangen bin.

Gestern, nein vorgestern habe ich das letzte feste Essen zu mir genommen.

Was soll ich dazu noch sagen.

Mir ist speiübel, allein das Sprechen fällt mir schon schwer.

In all den Jahren ist es erst das vierte Mal, dass ich seekrank bin, und so schlimm war es noch nie.

In der Nacht hatten wir einen totalen Energieausfall.

Das Schiff stand zwei Stunden im Sturm ohne Strom, nur noch Notaggregat. In den Zimmern war kein Licht, einige Passagiere sind, glaube ich, mit den Schwimmwesten zur Rezeption gekommen. Auch die Toiletten funktionierten nicht. In den Gängen nur eine Notbeleuchtung.

Jetzt wünsche ich mir nur noch hinauszukommen, eine kleine Runde um das Schiff zu machen, frische Luft zu atmen und für kurze Zeit festen Boden unter den Füßen zu spüren, um dann wieder auf das Schiff zurückzukehren, um dann erneut in den Sturm zu fahren.

Im Moment ist das Schiff ganz ruhig.

Ich kann nicht hinaussehen, alles ist verdunkelt.

Die Bullaugen sind zugeschraubt, da die Wellen bis zur Brücke heraufgeschlagen haben.

Unsere gute alte Astor wurde für den Sturm hergerichtet, aber jetzt habe ich den Eindruck, in einem U-Boot zu sitzen.

Und für die nächsten zwei, drei Tage heißt es wieder zurück in den Sturm, und der Gedanke daran, naja, es ist nicht sehr ermutigend.

Aber das ist so: Wer A sagt, muss auch B sagen. Aber ich hoffe inständig, dass ich nie mehr C sagen muss ...

Wenn ich denke, mit welchem Enthusiasmus und mit welcher Liebe ich einmal auf dem Schiff war, kann ich dazu nur sagen:

Alles ist mir in den vielen Jahren abhanden gekommen und verfliegen.

Aber vielleicht ist das ein Wink des Herrgottes: Jetzt ist genug, jetzt steigst du aus, sagt er wohlwollend zu mir ... Und er hat recht damit. Einmal ist Schluss. Es zahlt sich nicht mehr aus.

Mein Kopf ist so groß, als ob ich drei Tage und drei Nächte durchgefressen hätte. Alles kotzt mich an.

Und auch die anderen Passagiere liegen mit Zwieback und Tee im Bett.

Ja, diese Seekrankheit der letzten Tage war wirklich ein Fingerzeig Gottes. Alter, sagt er seit Stunden zu mir, jetzt hörst du auf mit der Seefahrt, weil du zu alt und zu klapprig bist, weil das alles ein Unsinn ist, ein Auswuchs dieser kranken Gesellschaft ist, einfach herumzufahren aus Langeweile, ohne die Menschen kennenzulernen und zu fühlen, schiffen wir Tag für Tag, ganze 111 Tage von einem Land zum andern, und die Passagiere stellen mir keine andere Frage außer, warum es hier nicht so schön und so harmonisch ist wie auf dem Traumschiff in der Fernsehserie, aber das liegt jetzt alles hinter mir, denn ich sage bloß noch: Ciao, Hektik, und mein einziger Trost sind nur noch die Bullaugen, die immer noch verriegelt sind wegen des hohen Wellengangs.

Du hast immer gesagt, dass ich so lange als Reiseleiter arbeiten werde, arbeiten werde müssen, bis mich der Alzheimer davon befreit oder Rohypnol oder die Rasierklinge oder der Strick oder die U1 oder die U4. Jedenfalls nicht die U3, denn diese Linie war mir schon immer unsympathisch, obwohl ich dafür keine Begründung habe. Wenn mich jemand danach fragen würde, was ich gegen die U3 habe, dann könnte ich höchstens zur Antwort geben, dass sie für mich, der ich schon so viele Stunden in den U-Bahn-Stationen der Stadt zugebracht habe, dass die U3 für mich ein hässliches Lächeln verströmt, obwohl sie äußerlich ganz identisch ist mit der U1 und der U4. Aber dieses hässliche Lächeln der U3 ist für mich von einer Überheblichkeit, dass ich nicht einmal diese Linie verwenden kann, geschweige denn mich von ihr überfahren lassen, aber wahrscheinlich kann das nur ein Reiseleiter verstehen, der über 35 Jahre lang über

die Weltmeere gefahren ist. Für einen Festländer ist das völlig unverständlich, ebenso wie mir dieses Gerede von Fünfzigjährigen nicht in den Kopf will, die in die Pension flüchten wollen oder geflüchtet sind und die ihre letzten Jahre noch genießen wollen, wie sie sagen, auf Kosten des Staates in Caorle, in Jesolo, und mit den im Berufsleben ergaunerten Rücklagen und Zusatzpensionen Kreuzfahrten auf den Weltmeeren unternehmen wollen, also die neuen Gäste für unsere Astor, aber eine solche Vision gibt es für unsereins, für einen gestandenen Reiseleiter nicht, denn ein Reiseleiter hat keine Zukunft und keine Pension zu erwarten, und wenn doch, dann nur eine Mindestpension, die aber ausreicht, weil ein Reiseleiter nichts mehr vor sich hat, sobald er sein Schiff verlässt, so wie ich, dann ist sein Leben gelaufen und es bleibt ihm nichts mehr außer vielleicht die Erinnerung und die Betrachtung schon halb vergilbter Bilder aus glorreichen Zeiten, wo sich auch noch junge Damen nach uns umgedreht haben, obwohl wir doch lieber einen jungen lieben Philippino mitnahmen und ihm schöne Augen machten, aber sobald ein Reiseleiter, der viele Jahre über alle Weltmeere gesegelt ist, seinen Kahn verlässt, bleibt ihm nur noch seine düstere Wohnung, in der bereits die Fenster zugemauert sind, damit keine suizidfördernden Novemberdämmerungen hereinfallen können ...

Es bleibt nur noch die Erinnerung an die Gäste, die sich schon langsam für die nächste Weltreise in meine Wohnung einschiffen, alle ganz erfrischt beim Gratis-Empfangscocktail mit dem billigen Sekt, und dann gleitet der Ozeanriese hinaus aus dem Hafenbecken von Nizza, trotz der zugemauerten Fenster, und man kann das Horn des Luxusliners hören und die nächste Reise kann beginnen, Barbados, Antigua, St. Lucia, Granada, Santo Domingo, Costa Rica, Guatemala, Acapulco, Tahiti, Tanger,

Auckland, Brisbane, Bali, Java, Vietnam, China, Korea, Japan, Burma, Thailand, Jemen, durchs Rote Meer, Ägypten, Israel, zurück nach Venedig ... genau 111 Tage, wie jede Weltreise auf der Astor.

Zumindest ist er noch am Leben, dachte sich Ingrid, als sie im Stiegenhaus Herrn Ernst über den Weg lief. Sie grüßte ihn. Er grüßte sie zurück. Aber er wirkte mitgenommen. Beim Grüßen nahm er sie gar nicht wahr, davon war sie überzeugt.

Er hat viel an Gewicht verloren, dachte sie, und das Gesicht ist eingefallen. Aber das war kein Wunder, wenn man kaum noch außer Haus geht, den Kontakt zur Außenwelt mehr oder weniger abbricht, immer in den eigenen vier Wänden sitzt. Sie wusste nicht, warum sie sich immer wieder in Gedanken mit Herrn Ernst beschäftigte. Sie hatte keine Ahnung, denn er ging sie im Grunde doch nichts an. Sie wohnten im selben Gebäude, zwei Stockwerke voneinander getrennt. Das war alles. Trotzdem kam ihr jetzt die *Kronzeitung* in den Sinn. Sie wusste nicht warum.



Inhalt

- 3 Tausend Jahre Österreich
- 49 Ruhe sanft im Trommelfeuer
- 77 Hoher Wellengang

Gedruckt mit Unterstützung durch die Kulturabteilung der Tiroler Landesregierung.

ISBN 978-3-7082-3251-5

© 2008 by Skarabæus Verlag Innsbruck–Bozen–Wien in der Studienverlag Ges.m.b.H., Erlersstraße 10, A-6020 Innsbruck
E-Mail: skarabaeus@studienverlag.at
Internet: www.skarabaeus.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Buchgestaltung nach Entwürfen von Kurt Höretzeder
Umschlag: Skarabæus Verlag/Karin Berner
Satz: Skarabæus Verlag/Thomas Auer
Lektorat: Skarabæus Verlag/Georg Hasibeder-Plankensteiner

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Skarabæus

www.skarabaeus.at

ISBN 978-3-7082-3251-5



9 783708 232515